

# Alltag in der Agglomeration

Eine qualitativ-empirische Studie der Lebenswelt Agglomeration  
im Kontext der Stadtwerdung der Agglomeration



Abbildung 1: Zeit & Raum.  
Quelle: Eigene Darstellung

# Alltag in der Agglomeration

Eine qualitativ-empirische Studie der Lebenswelt Agglomeration  
im Kontext der Stadtwerdung der Agglomeration

Verfasser: Johannes Küng  
Studienbeginn: Herbstsemester 2017  
Fachbegleitung: Gregor Husi  
Abgabedatum: 8. Januar 2020

Master in Sozialer Arbeit, Bern | Luzern | St. Gallen

Originaldokument gespeichert auf LARA – Lucerne Open Access Repository and Archive der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern



Dieses Werk ist unter einem  
Creative Commons Namensnennung-Keine kommerzielle Nutzung-Keine Bearbeitung 3.0 Schweiz Lizenzvertrag  
lizenziert.

Um die Lizenz anzuschauen, gehen Sie bitte zu <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/ch/>  
Oder schicken Sie einen Brief an Creative Commons, 171 Second Street, Suite 300, San Francisco, California  
95105, USA.

#### Urheberrechtlicher Hinweis

Dieses Dokument steht unter einer Lizenz der Creative Commons Namensnennung-Keine kommerzielle  
Nutzung-Keine Bearbeitung 3.0 Schweiz <http://creativecommons.org/>

Sie dürfen:



**Teilen** — das Material in jedwedem Format oder Medium vervielfältigen und weiterverbreiten  
Zu den folgenden Bedingungen:



**Namensnennung** — Sie müssen angemessene Urheber- und Rechteangaben machen, einen Link zur  
Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden. Diese Angaben dürfen in jeder  
angemessenen Art und Weise gemacht werden, allerdings nicht so, dass der Eindruck entsteht, der Lizenzgeber  
unterstütze gerade Sie oder Ihre Nutzung besonders.



**Nicht kommerziell** — Sie dürfen das Material nicht für kommerzielle Zwecke nutzen.



**Keine Bearbeitungen** — Wenn Sie das Material remixen, verändern oder darauf anderweitig direkt  
aufbauen dürfen Sie die bearbeitete Fassung des Materials nicht verbreiten.  
Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen die Lizenzbedingungen, unter welche dieses Werk fällt,  
mitteilen.

Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers  
dazu erhalten.

Diese Lizenz lässt die Urheberpersönlichkeitsrechte nach Schweizer Recht unberührt.

Eine ausführliche Fassung des Lizenzvertrags befindet sich unter <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/ch/legalcode.de>

*„I was thinking about time. It's so hard for me to believe in it. Some things go. Pass on. Some things just stay. I used to think it was my rememory. You know. Some things you forget. Other things you never do. But it's not. Places, places are still there. If a house burns down, it's gone, but the place – the picture of it – stays, and not just in my rememory, but out there, in the world. What I remember is a picture floating around out there outside my head. I mean, even if I don't think it, even if I die, the picture of what I did, or knew, or saw is still there. Right in the place where it happened.“ „Can other people see it?“ asked Denver.*

*Aus Toni Morrisons Beloved*



Abbildung 2: Wunderbrunnen.  
Quelle: Eigene Darstellung

# Abstract

Die Agglomeration Zürichs gilt als eines der Gebiete mit der höchsten Entwicklungsdynamik der Schweiz. Auf Grund des schnellen Bevölkerungswachstums und den damit einhergehenden Herausforderungen für die politischen Gemeinden und die Gesellschaft ist die Agglomeration für die Raumplanung von besonderer Bedeutung. In den letzten Jahren entstanden auf allen Ebenen des politischen Systems der Schweiz Konzepte und Strategien zur Steuerung der Entwicklung der Agglomeration. Das wichtigste Konzept wurde im Rahmen des nationalen Forschungsprogramm NFP65 «Neue urbane Qualitäten» entwickelt, welches unter dem Titel Stadtwerdung der Agglomeration bekannt wurde. In besonderem Masse sind die Bewohnenden der Agglomeration von dieser Entwicklung betroffen. Die subjektive Wahrnehmung der Bewohnenden der Agglomeration findet jedoch in den entsprechenden Konzepten wenig Beachtung. Diese Master-These erforscht deshalb anhand eines qualitativ-empirischen Forschungsdesign die subjektive Wahrnehmung der Lebenswelt Agglomeration seitens der Bewohnenden und sucht nach den Strukturen, die diese Lebenswelt prägen. Die Arbeit geht dabei von einer gegenseitigen Bewirkung von Struktur und Lebenswelt aus und nimmt das Gesellschaftsmodell der modale Strukturierungstheorie nach Gregor Husi als Interpretationsfolie. Die Arbeit hat zum Ziel, die subjektive Wahrnehmung der Lebenswelt Agglomeration seitens der Bewohnenden der Agglomerationsgemeinden in die Diskussion über die Entwicklung der Agglomeration einzubringen und entwickelt anhand der Theorie des kleinstmöglichen Eingriffs nach Lucius Burckhardt sowie der Diskurstheorie nach Jürgen Habermas einen Vorschlag, wie die Herausforderungen der Agglomeration als Chancen zur Entwicklung einer neuen Form der Stadt genutzt werden könnten.

# Inhaltsverzeichnis

<b>Abstract</b>	7
<b>1. Im Schatten der Stadt</b>	10
1.1 Fragestellung und Aufbau der Arbeit	11
1.2 Kontext der Arbeit	12
1.3 Ziel der Arbeit	13
<b>2. Lebenswelt</b>	15
2.1 Alltäglichkeit & Vertrautheit	15
2.2 Materielle und symbolische Dimension der Gegenstände	16
2.3 Intersubjektivität der Lebenswelt	17
2.4 Handeln, intentional & nicht intentional	18
<b>3. Struktur der Lebenswelt</b>	19
3.1 Modale Strukturierungstheorie nach Husi	19
3.2 Identität & Lebenswelt	20
3.3 Relationaler Raum	21
3.4 Raum in der modalen Strukturierungstheorie	23
3.5 Modale Strukturierungstheorie & Lebenswelt	24
<b>4. Am Stadtrand – die Agglomeration</b>	26
4.1 Statistische Merkmale der Agglomeration Zürich	26
4.1.1 Politische Fragmentierung der Agglomeration	26
4.2 Quartierssscharfe Statistiken	27
4.3 Dorf, Arbeitersiedlungen & Arealüberbauungen	27
4.4 Differenzierung anhand lokaler Governance	28
4.4.1 Konzepte zur Stadtwerdung der Agglomeration	30
4.5 Agglomeration im Kontext dieser Arbeit	31
4.6 Quartiere der Agglomerationsgemeinden	31
<b>5. Lebensweltanalyse – zur Methodik der Forschung</b>	33
5.1 Forschungsdesign	33
5.1.1 Untersuchung des praktischen Bewusstseins	34
5.1.2 Qualitativ-empirisches Forschungsdesign	34
5.2 Forschungsfragen	35
5.3 Datenerhebung & Leitfaden	36
5.4 Feldzugang & Sampling	36
5.5 Datenerhebung & Anonymisierung	37
5.6 Auswertung, Darstellung & Interpretation der Daten	38
<b>6. Sechs Bewohnende der Agglomeration</b>	41
6.1 Zukünftige Ureinwohnerin	41
6.2 Gemeinshafterin	43
6.3 Familienmensch	44

6.4 Oberdörfler	46
6.5 Realistische Träumende	48
6.6 Zukünftiger Familienvater	50
<b>7. Strukturen der Lebenswelt Agglomeration</b>	<b>54</b>
7.1 Wohnform	54
7.2 Wohnumfeld	57
7.3 Öffentlicher Raum	60
7.4 Bildung	62
7.5 Zusammenleben	65
7.6 Lebenswelterschliessung	67
<b>8. Lebenswelten in der Agglomeration - Synthese</b>	<b>69</b>
8.1 Dorf	69
8.2 Zwischenstadt	70
8.3 Neo-Stadt	72
8.4 Struktur der Lebenswelt Agglomeration	73
<b>9. Soziokulturelle Animation in der Agglomeration - Schlussfolgerungen</b>	<b>76</b>
9.1 Lebenswelt als Entwicklungsgebiet	76
9.2 Mit Diskurstheorie zu einer gelingenden Stadtentwicklungspraxis	77
<b>Literaturverzeichnis</b>	<b>82</b>
<b>Anhang</b>	<b>85</b>
Persönliche Erklärung Einzelarbeit	85

## Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Zeit & Raum.	1
Abbildung 2: Wunderbrunnen.	6
Abbildung 3: Baustelle.	14
Abbildung 4: Gesellschaftliche Differenzierung und Strukturierung	20
Abbildung 5: Gesellschaftliche Differenzierung und Strukturierung mit Raumkonstituenzen	24
Abbildung 6: Morgenstimmung.	25
Abbildung 7: Schlieren.	29
Abbildung 8: Dietikon	29
Abbildung 9: Opfikon.	29
Abbildung 10: Wallisellen.	29
Abbildung 11: Dietlikon.	29
Abbildung 12: Legende.	29
Abbildung 13: Balkon im Blauen.	32
Abbildung 14: Leitfaden	36
Abbildung 15: Sample	37
Abbildung 16: Jodlergass.	40
Abbildung 17: Balkon im Grünen.	53
Abbildung 18: Lebenswelterschliessung aus subjektiver Perspektive	68
Abbildung 19: Gjuch, Dietikon.	71
Abbildung 20: Typologie der Lebenswelten in der Agglomeration	74
Abbildung 21: Glattpark, Opfikon.	75

# 1. Im Schatten der Stadt

*Die Stadt ist wirklich, und deshalb ist in ihr alles mit allem verbunden, so wie alles in ihr wenigstens mit etwas ausserhalb von ihr verbunden ist, so dass sich das schlicht nicht erzählen lässt. Da sie aber lebendig ist, bewegt sie sich gleichzeitig in alle Richtungen, fliesst, entsteht und verändert sich ständig. Auch das lässt sich nicht erzählen, weil es keine Form hat, es erzeugt die Form, die ihre Widerspiegelung, die ihr Schatten ist. (Dzevad Karahasan, 2010, S. 168)*

Rund um die Stadt Zürich sind ehemalige Bauerndörfer zu Städten geworden. Inzwischen sind diese Städte so gross, dass sich die Grenze zwischen Zürich und der sogenannten Agglomeration kaum mehr finden lässt, wären da nicht die blauen Ortsschilder am Stadteingang. Wohl könnte man sagen, dass diese Agglomeration ein Teil der Stadt Zürich ist, denn ohne die grosse Stadt im Zentrum wären die Bauerndörfer noch heute Bauerndörfer. Die Stadt, so Dzevad Karahasan (2010), lasse sich nicht erzählen, weil sie keine Form hat (S. 168). Viel mehr erzeugt die Stadt die Form, die die Widerspiegelung der Stadt ist (ebd.). Die Entwicklung der Agglomeration im Schatten der Stadt Zürich soll hier zumindest zwei verschiedene und dennoch verknüpfte Bedeutungen haben. Zum einen steht die Agglomeration und ihre Entwicklung selten im Fokus. Der soziologische, der politologische, der ökonomische, der philosophische, der mediale als auch der künstlerische Blick, sie alle sind auf die Kernstädte gerichtet. Der Schatten fällt auf die Agglomeration, welche kaum beachtet wird. „Willkommen in der B-Schweiz, in der Agglo“, schreibt etwa Caspar Schärer (2018, S. 48). Und weiter:

Seit aber der Grund und Boden in den Städten Teil des globalen Finanzmarktes geworden sind ... kann es sich ein normaler Gewerbebetrieb nicht mehr leisten, in der Stadt zu produzieren. Bevor er ins Ausland abwandert, versucht er sein Glück in der Agglo, wo schon alle anderen sind, die aus der Stadt und damit der A-Schweiz ausgefiltert wurden: etwa die «richtigen» Ausländer, nämlich die Niedergelassenen. ... Hinzu kommen die nicht ganz so toll Verdienenden, die nicht ganz so hoch Gebildeten. Hier ist nicht Exzellenz, sondern Pragmatismus zu Hause. (ebd.)

Zum anderen scheint auch die Feststellung, dass sich die Stadt nicht erzählen lässt, einleuchtend, zumindest wenn man die Fülle an Büchern betrachtet, die über Städte geschrieben worden sind. Sie alle erzählen, beschreiben, analysieren oder entwerfen eine bestimmte Widerspiegelung der Stadt, die aber immer nur eine Widerspiegelung bleiben kann. Oder umgekehrt: Die subjektive Perspektive der betrachtenden Person lässt die Stadt zu dem werden, als was sie die betrachtende Person erkennt. Diese Feststellung ist insbesondere dann wichtig, wenn der Blick aus der A-Schweiz doch einmal auf die Agglomeration fällt. Zum Beispiel schreiben Jürg Sulzer und Martina Desax (2015) im Synthesebericht zum nationalen Forschungsprogramm zur Stadtwerdung der Agglomeration (NFP 65):

Das heutige Erscheinungsbild der Agglomerationsräume von Städten und Gemeinden widerspricht eigentlich dem Schönheitsempfinden, den Lebensgewohnheiten und den Sehnsüchten der Menschen nach urbaner Qualität ihres Wohnumfelds. In der Regel bevorzugen sie sowohl Vielfalt und Individualität auf engstem Raum als auch Geborgenheit im Stadtraum und wollen nicht in anonym wirkenden Wohnsilos oder in schematisch aneinandergereihten Häusern leben müssen. (S. 64)

Schärer (2018) bezeichnet den Duktus des Syntheseberichts als „alte Herrschaftsgeste des Architekten, der Ordnung schaffen will im Chaos“ (S. 48). Den Eigenschaften der Agglomeration werde kaum Beachtung geschenkt, auch werde kaum ein Versuch unternommen, diese Eigenschaften zu ergründen und zu verstehen (ebd.). Die Agglomeration wird vielmehr problematisiert, worauf dann passende Lösungen präsentiert werden können. Dass auch diese Lösungen an den vermeintlichen Bedürfnissen der Menschen ansetzen, scheint kaum überraschend. Lucius Burckhardt (2013) formuliert dazu folgende Kritik:

Die Formel ‚jeder nach seinen Bedürfnissen‘ deckt die fundamentale Antinomie des Bedürfnisdenkens wohl­tätig zu. Denn der Satz kann sowohl in der Weise verstanden werden, dass jeder das gleiche Mass zugeteilt erhält, wie andererseits, dass einige Leute das Recht auf eine bevorzugte Wohnversorgung haben, da sie, sozusagen von der Natur, mit anderen Bedürfnissen ausgestattet seien. In der Praxis kommt dann diese Bevorzugung derjenigen Schicht zugute, die es am besten versteht, ihre angeblichen Bedürfnisse zu formulieren. (S. 88)

Es sei somit kein Wunder, dass das angestrebte Wohnniveau in der Schweiz dem Lebensstil des jungen, progressiv-dynamischen, sich auf Staatskarrieren in akademischen Beamtenberufen vorbereitenden Mittelstands ähnlich sei (ebd.). Die eigene Perspektive auf die Stadt wird von den Akteurinnen und Akteuren der Stadtentwicklung als die Richtige verstanden und findet in den entsprechenden Konzepten Ausdruck. Die in den Entwicklungskonzepten vorgeschlagenen Lösungen für gesellschaftliche Herausforderungen und Probleme spielen der Politik in die Hand, welche auf konkrete Handlungsvorschläge angewiesen ist. Ob die Lösung umsetzbar ist und ob sie das erkannte Problem in seiner Komplexität und Verstrickung im Kontext tatsächlich lösen kann, scheint kaum relevant zu sein. So erscheint die Agglomeration im Schatten der Stadt.

### **1.1 Fragestellung und Aufbau der Arbeit**

Lucius Burckhardt fordert aufbauend auf seiner Kritik an der Stadtplanung eine Theorie des kleinstmöglichen Eingriffs, wonach nicht die Wohnbauunternehmen, sondern die aktuellen Bewohnenden eines Transformationsgebietes im Zentrum stehen und alle Planungen als „sorgfältige, prozessuale Übergänge zwischen dem vorherigen in den nachherigen Zustand“ aufgefasst werden sollen (ebd., S. 170). Innerhalb der Sozialen Arbeit scheint insbesondere die Soziokulturelle Animation dazu prädestiniert, an dieser Theorie anzuknüpfen. Der Theorie des kleinstmöglichen Eingriffs gerecht zu werden bedeutet zunächst ein vertieftes Verständnis über die Lebenswelt sowie deren Struktur zu erarbeiten. Dies will diese Studie anhand der folgenden Fragen tun.

1. Was wird unter dem Begriff der Lebenswelt in der Theorie verstanden?
2. Wie ist die Lebenswelt aus theoretischer Sicht strukturiert?
3. Was wird unter dem Begriff Agglomeration verstanden?
4. Wie wird die Lebenswelt Agglomeration von Bewohnenden der Agglomeration Zürich subjektiv wahrgenommen?
5. Welche Strukturen lassen sich in den subjektiven Wahrnehmungen der Lebenswelt Agglomeration erkennen?
6. Welche Rolle kann die Soziokulturelle Animation in der Entwicklung der Agglomeration einnehmen?

Die ersten beiden Fragen befassen sich mit dem Begriff der Lebenswelt und beleuchten den theoretischen Bezugsrahmen der Forschungsarbeit. Die Beantwortung der Fragen 1 und 2 findet sich in den Kapiteln 2 respektive 3. Das vierte Kapitel nähert sich anhand statistischer und weiterer Merkmale dem Agglomerationsraum Zürich. Dieses Kapitel stellt die im Agglomerationsraum Zürichs vorgefundenen Widersprüche, Fragen, Herausforderungen und Anreize dar, auf welchen die Forschungsarbeit entwickelt wurde und beantwortet die Frage 3. Das eigentliche Forschungsdesign ist im fünften Kapitel beschrieben. Die Fragen 4 und 5 leiten die Forschung. Mit der vierten Frage rückt die subjektive Wahrnehmung der Lebenswelt seitens der Bewohnenden der Agglomeration in den Fokus. Diese wird im sechsten Kapitel anhand von sechs Fallbeschreibungen dargestellt, womit die Frage 4 beantwortet wird. Die fünfte Frage sucht nach Ähnlichkeiten und Differenzen zwischen den sechs Fällen, anhand deren die Strukturen der Lebenswelt Agglomeration sichtbar werden. Die so gestaltete Interpretation der Fälle ist im Kapitel 7 anhand der Subkategorien dargestellt, womit die Frage 5 beantwortet wird. Im Sinne einer Synthese werden die Ergebnisse im achten Kapitel den Feststellungen der Theoriekapitel 2, 3 und 4 gegenübergestellt und drei idealtypische Lebenswelten herausgearbeitet. Daraus lassen sich letztendlich mögliche Rollen für die Soziokulturelle Animation als Akteurin in der Entwicklung der Agglomeration ableiten. Die Beantwortung dieser sechsten Frage findet sich im neunten, abschliessenden Kapitel.

## **1.2 Kontext der Arbeit**

Angelehnt an das obenstehende Zitat des Schriftstellers Karahasans, wonach die Stadt wirklich ist und mit allem verbunden und sich gerade deshalb nicht erzählen lässt, soll hier angefügt sein, dass sich auch alle jene Menschen, die sich auf Grund ihres Berufs mit der Agglomeration und ihrer Entwicklung auseinandersetzen, sich mit einer wirklichen Welt auseinandersetzen. Karahasans sucht nach der Poetik der Stadt und kommt zur Feststellung, dass er nie die Stadt an sich, sondern nur deren Schatten erzählen kann. Ähnlich suchen Raumplanende und Soziokulturelle Animatorinnen und Animatoren nach dem richtigen Ansatz, dem richtigen Konzept, der richtigen Intervention zur Förderung der gesellschaftlichen Entwicklung an einem bestimmten Ort und müssen dabei immer wieder feststellen, dass sie nie die Realität erfassen können, sondern nur eine Widerspiegelung derer. Dieser Umstand äussert sich darin, dass kein umgesetztes Projekt je genau jene Wirkung erzielt, die beabsichtigt wurde. Projekte der Soziokulturelle Animation und der Raumplanung sind sich zumindest in der Hinsicht ähnlich. Beide Professionen befassen sich mit dem Wandel und der Entwicklung der Gesellschaft in Raum und Zeit und versuchen diese zu beeinflussen. Dabei setzt sich mehr und mehr die Überzeugung durch, dass es sich tatsächlich höchstens um eine Beeinflussung handeln kann. Die erwähnte alte Herrschaftsgeste scheint immer weniger dem Zeitgeist zu entsprechen. Entsprechend werden Veranstaltungen organisiert, Programme entwickelt und Bücher geschrieben, die Parallelen und Schnittmengen zwischen der Raumentwicklung und der Soziokulturellen Animation suchen und beleuchten. Das wohl grösste Programm dieser Art fand zwischen 2008 und 2015 unter dem Titel «Projets Urbains – Gesellschaftliche Integration in Wohngebieten» (Bundesamt für Raumentwicklung ARE, o. J., Projets Urbains) statt. Die in der zweiten Phase zwischen 2012 und 2015 am Programm beteiligten Gemeinden befinden sich hauptsächlich in der Genferseeregion sowie im Metropolitanraum Zürich (Interface & evaluanda, 2016, S. 10). Das Programm fokussierte auf „ausgewählte kleinere und mittlere Städte und Agglomerationsgemeinden, die mit belasteten Wohngebieten zu tun haben“ (ebd., S. 5). Dieser Fokus scheint insofern als sinnvoll, als dass nach Umberto Lineo Devecchi

(2016) „suburbane Umlandgemeinden im Vergleich zu den Kernstädten durch die Urbanisierungsprozesse stärker herausgefordert werden“ (S. 14). Das hohe Bevölkerungswachstum und die intensive bauliche Tätigkeit sei in diesen Gemeinden grundsätzlich ein neueres Phänomen, wodurch die Umlandgemeinden „erst vor relativ kurzer Zeit aus der (teilweise noch heute) wahrgenommenen ländlichen Idylle herauskatapultiert“ wurden (ebd.). Inzwischen wohnen aber über 45 Prozent der Schweizer Bevölkerung in Agglomerationsgemeinden, schreiben Matthias Daum & Paul Schneeberger (2013), „mehr als in den Kernstädten oder auf dem Land“ (S. 10). Daum und Schneeberger begeben sich in ihrem Buch «Daheim. Eine Reise durch die Agglomeration» auf Spurensuche in die Agglomeration und stellen fest:

Irgendjemand hat einen Keil in dieses Land getrieben. Einen Keil zwischen Stadt und Agglomeration. Er teilt die Schweiz ein in Gut und Böse, in Kluge und Dumme. .... Wer hat uns diese Bilder vom richtigen Leben in den Kopf gepflanzt? Es sind Experten und Publizisten, Architekten und Journalisten, die alle in der Stadt wohnen. Deshalb sind sie, die Städter, immer die Klugen, und die draussen, die in der Agglomeration leben, immer die Dummen. (S. 10)

### **1.3 Ziel der Arbeit**

Das Buch von Daum und Schneeberger bleibt eine Ausnahme unter jenen Büchern, die die Agglomeration thematisieren, weil es die Bewohnenden eben jener in den Fokus stellt und diese selbst zu Wort kommen lässt. Das Buch ist allerdings als journalistisches Werk zu betrachten, sammelt anekdotisch Geschichten verschiedener Menschen und orientiert sich an der wohl eher nichtwissenschaftlichen Frage: „Wie tickt dieses Land?“ (ebd.). Hier setzt diese Master-Thesis an. Sie stellt die subjektive Wahrnehmung der Lebenswelt jener Menschen ins Zentrum der Forschung, die in der Agglomeration wohnen. Die gewonnenen Daten werden überdies mittels statistischer Merkmale im Kontext verschiedener räumlicher Perspektiven reflektiert. Den in dieser Thesis gemachten Überlegungen liegt das Verständnis der Dualität von Struktur und Praxis zugrunde, wonach Struktur Praxis sowohl ermöglicht als auch begrenzt und Praxis Struktur rekursiv produziert und reproduziert (Anthony Giddens, 1997, S. 77). Die Arbeit nimmt das Gesellschaftsbild der modalen Strukturierungstheorie nach Gregor Husi (2013) als Interpretationsfolie, mittels welchem nicht nur Struktur und Praxis beschrieben werden können, sondern auch aufgezeigt werden kann wie Struktur und Praxis zusammenhängen (S. 119). Ziel der Arbeit ist es, die Wahrnehmung der Bewohnenden der Agglomeration in den Diskurs über die Entwicklung der Agglomeration einzubringen. Angesprochen sind damit insbesondere in der Planung und in der Soziokulturellen Animation Tätige, die Interventionen in der Agglomeration entwickeln und umsetzen. Ihnen soll diese Arbeit einen Einblick in die Lebenswelt Agglomeration geben. Ebenso soll die Arbeit, sollte sie einmal einer Person in die Hände fallen, die in der Agglomeration lebt, dazu aufrufen, die gesellschaftlichen Herausforderungen der Agglomeration als Chance zu sehen um in einem zu Teilen noch undefinierten gesellschaftlichen Raum neue Formen demokratischer Öffentlichkeitsbildung umzusetzen.



Abbildung 3: Baustelle.  
Quelle: Eigene Darstellung

## 2. Lebenswelt

*Bis zur Erschöpfung irrten wir durch gottverlassene Gässchen an der Peripherie, bewunderten die verdrehte Phantasie der naiven Architekten, also der Besitzer oder Nutzer, die ihre ärmlichen Hütten oft eigenhändig auf wundersame Weise ausgebaut und verziert hatten. Wir besuchten Kneipen am Stadtrand und schwatzten mit originellen Leuten, an denen es in Belgrad nie gemangelt hat. Es begannen hochgestochene Debatten über die Stadt, über Städte, über den Menschen in der Stadt, über das Schicksal und das Glück des Menschen. Geredet wurde auch über das schlechte Verkehrssystem, über die vierbeinigen Mitbewohner – Hunde, Katzen, Ratten -, nur politische Themen wurden beiderseits geschickt vermieden. (Bogdan Bodgdanovic, 2002, S. 38)*

Im Zentrum dieser Arbeit steht die subjektive Wahrnehmung der Lebenswelt Agglomeration seitens der Bewohnenden der Agglomeration Zürichs. Menschen nehmen ihre Lebenswelt meist als selbstverständlich wahr. Wo man einkaufen kann und wer wohl an der Kasse sitzen wird, wo der Bus fährt und wer jeweils zur gleichen Zeit an der Haltestelle steht, wer welchen Hund spazieren führt, wo der Gehweg im Frühsommer von den heruntergefallenen Kirschen klebrig ist, welches Haus blau und welches ockerfarben gestrichen ist, all das wissen die Bewohnenden eines bestimmten Ortes, ohne dass sie den Warenladen, die Haltestelle, den Gehweg oder die Häuser ausführlich untersuchen müssten. Es erschliesst sich ihnen aus ihrer alltäglichen Erfahrung. So schreiben Alfred Schütz und Thomas Luckmann (2003):

In der natürlichen Einstellung finde ich mich immer in einer Welt, die für mich fraglos und selbstverständlich »wirklich« ist. .... Sie ist der unbefragte Boden aller Gegebenheiten sowie der fraglose Rahmen, in dem sich mir die Probleme stellen, die ich bewältigen muss. Sie erscheint mit in zusammenhängenden Gliederungen wohlumschriebener Objekte mit bestimmten Eigenschaften. (S. 30)

### 2.1 Alltäglichkeit & Vertrautheit

Diese unhinterfragte Welt wird von Schütz und Luckmann als alltägliche Lebenswelt verstanden, als „jener Wirklichkeitsbereich ..., den der wache und normale Erwachsene in der Einstellung des gesunden Menschenverstandes als schlicht gegeben vorfindet“ (ebd., S. 29). Was als schlicht gegeben wahrgenommen wird, baut im Wesentlichen auf zuvor gemachten Erfahrungen auf, mit welchen die aktuell wahrgenommene Welt verglichen wird. Dabei wird die wahrgenommene Welt um zuvor gemachte Erfahrungen ergänzt. So weiss jemand aus Erfahrung, dass der Warenladen um die Ecke da ist, wo er ist, auch wenn er gerade nicht sichtbar, also nicht in der aktuell wahrgenommenen Welt präsent ist. Schütz und Luckmann schreiben: „Jeder Schritt meiner Auslegung der Welt beruht jeweils auf einem Vorrat früherer Erfahrung: sowohl meiner eigenen unmittelbaren Erfahrungen als auch solcher Erfahrungen, die mir von meinen Mitmenschen, vor allem meinen Eltern, Lehrern usw. übermittelt wurden“ (ebd., S. 33). So lange die aktuell wahrgenommene Welt mit den bisher gemachten Erfahrungen mehr oder weniger übereinstimmt, gibt es wenig Anlass, diese Welt zu hinterfragen und ihre Echtheit zu überprüfen. Illustriert werden kann dies zum Beispiel am unangenehmen Gefühl, welches einem erfasst, wenn man beim Hochgehen einer Treppe nach der obersten Stufe eine mehr erwartet hätte und ins Leere tritt. In diesem Moment stimmt die vermeintliche Erfahrung nicht mit der Wirklichkeit überein, wodurch die Treppe ganz plötzlich ins Bewusstsein tritt und überprüft werden muss. Meist liegt dann die Schlussfolgerung

nahe, dass die Treppe noch immer die gleiche ist wie zuvor. Erst das unangenehme Gefühl gab aber Anlass zur Überprüfung der Treppe, welche ansonsten unhinterfragt als Teil der eigenen Wohnung wahrgenommen werden würde. Diese Feststellungen sind in zweierlei Hinsicht für diese Arbeit zentral. Zum einen verweist der repetitive Charakter des Alltagslebens auf zentrale Begriffe der Strukturierungstheorie wie soziale Reproduktion und Rekursivität (Giddens, 1997, S. 88). Zum anderen vermittelt gerade die Lebenswelt, mehr oder weniger ausgeprägt, Alltäglichkeit und Vertrautheit. Nach John R. Logan und Harvey L. Molotch (2007) umfasst Alltäglichkeit die Möglichkeiten der Bedürfnisbefriedigung in der Nachbarschaft, mittels welchen der Alltag bewältigt werden kann (S. 103f). Vertrautheit wiederum umfasst das Gefühl relativer physischer und psychischer Sicherheit:

Reassured by shared symbols, common cultures, kinship ties, and personal reputations, residents experience a sense of relative security, a sense they sorely need in the larger context of physical danger. .... Neighborhood can provide the benefit of membership in a social space that is viewed as orderly, predictable and protective. (Ebd., S. 105)

Die Lebenswelt kann zunächst also als die alltägliche und vertraute Umgebung verstanden werden, in der sich Menschen bewegen und die sie anhand von aktuellen Wahrnehmungen und gemachten oder geteilten Erfahrungen als natürlich gegeben erleben.

## **2.2 Materielle und symbolische Dimension der Gegenstände**

Bereits aus diesen Überlegungen geht hervor, dass Gegenstände der Lebenswelt nicht nur in ihrer materiellen, physischen Dimension wahrgenommen werden. Vielmehr werden Gebäude, Bäume, Gehwege, Parkbänke und nicht zuletzt auch Menschen eingebettet in den jeweiligen Kontext und mit diesem verknüpft wahrgenommen. Dabei muss nicht jeder Gegenstand aktuell gesehen werden, damit seine Anwesenheit der betrachtenden Person bewusst sein kann, und kein Gegenstand wird je in seiner Ganzheit wahrgenommen. Die sichtbare Seite wird anhand zuvor gemachter Erfahrungen um die unsichtbaren Seiten ergänzt. Somit wird hier zumindest auf zwei Dimensionen der Gegenstände der Lebenswelt verwiesen. Nach Martina Löw (2001) haben Gegenstände, sie spricht von Gütern, sowohl eine materielle wie auch eine soziale Dimension, wobei einige Gegenstände primär materielle, andere wiederum primär soziale Gegenstände sind (S. 286f). Weiter schreibt Löw:

Primär materielle Güter sind zum Beispiel Tische, Stühle oder Häuser, primär symbolische dagegen Lieder, Werte oder Vorschriften. Die Bezeichnung »primär« deutet darauf hin, dass soziale Güter niemals nur materiell oder symbolisch sind, sondern beide Komponenten aufweisen, je nach Handlung jedoch eine Komponente stärker in den Vordergrund tritt. (ebd., S. 287)

In ähnlicher Weise schreiben Schütz und Luckmann (2003), dass was in der natürlichen Einstellung als schlicht gegeben wahrgenommen wird nicht nur Gegenstände der äusseren Wahrnehmung einschliesst, „sondern auch die Sinnschichten niederer Ordnung, dank welcher Naturdinge als Kulturobjekte erlebt werden“ (S. 32). Die symbolische Dimension entspringt der Deutung der betrachtenden Person, welche diese Deutung anhand gemachter Erfahrungen und anhand

ihres Wissens vornimmt. Schütz und Luckmann schreiben weiter: „Wie schon gesagt, ist mein Wissensvorrat nicht ein logisch integriertes System, sondern nur die Totalität meiner sedimentierten situationsbedingten Auslegungen, die ausserdem teilweise aus eigenen, teilweise aus sozial übermittelten »traditionellen« Problemlösungen bestehen“ (S. 41f). Die Deutung der symbolischen Dimension, ihre Interpretation, ist also gesellschaftlich geprägt.

### 2.3 Intersubjektivität der Lebenswelt

Besondere Aufmerksamkeit ist hier den Menschen geschuldet. Bisher war die Rede von Gegenständen, die zwar in ihren materiellen und sozialen Dimensionen in der Lebenswelt wirklich sind, aber über keine eigene Wahrnehmung der Lebenswelt verfügen. Menschen hingegen nehmen ihre Lebenswelt subjektiv wahr und können intentional in der Lebenswelt anderer Menschen wirken. Schütz und Luckmann (2003) schreiben:

Fernem nehme ich es als schlicht gegeben hin, dass in dieser meiner Welt auch andere Menschen existieren, und zwar nicht nur leiblich wie andere Gegenstände und unter anderen Gegenständen, sondern als mit einem Bewusstsein begabt, das im wesentlichen dem meinem gleich ist. (S. 30)

Die Lebenswelt ist somit von Anfang an keine Privatwelt (ebd.). Vielmehr ist sie intersubjektiv, da Menschen von der Wahrnehmung anderer Menschen Kenntnis erlangen können (ebd.). Schütz und Luckmann nennen insgesamt sechs Punkte, die die Anwesenheit von Mitmenschen in der Lebenswelt von der Anwesenheit von Gegenständen unterscheidet:

[Wir müssen] uns mit der Feststellung begnügen, dass ich in der natürlichen Einstellung des Alltags folgendes als fraglos gegeben hinnehme: a) die körperliche Existenz von anderen Menschen; b) dass diese Körper mit einem Bewusstsein ausgestattet sind, das dem meinem prinzipiell ähnlich ist; c) dass die Aussenwelt- dinge in meiner Umwelt und der meiner Mitmenschen für uns die gleichen sind und grundsätzlich die gleiche Bedeutung haben; d) dass ich mit meinen Mitmenschen in Wechselbeziehung und Wechselwirkung treten kann; e) dass ich mich – dies folgt aus den vorangegangenen Annahmen – mit ihnen verständigen kann; f) dass eine gegliederte Sozial- und Kulturwelt als Bezugsrahmen für mich und meine Mitmenschen historisch vorgegeben ist, und zwar in einer ebenso fraglosen Weise wie die »Naturwelt«; g) dass also die Situation, in der ich mich jeweils befinde, nur zu einem geringen Teil eine rein von mir geschaffene ist. (Ebd., S. 31)

Alltägliche Situationen werden also jeweils von verschiedenen Mitmenschen geschaffen und beeinflusst. Allerdings muss die Erarbeitung von Handlungsstrategien zur Bewältigung von alltäglichen Situationen nicht jedes Mal aufs Neue geleistet werden. Vielmehr benutzen Menschen ein auf ihren vorhergehenden Erfahrungen basierendes Repertoire an Verhaltensweisen. Dieses Repertoire folgt den Regeln des gesellschaftlichen Lebens, welche Giddens (1997) als „verallgemeinerbare Verfahren betrachte[t], die in der Ausführung/Reproduktion sozialer Praktiken angewendet werden“ (S. 73). Menschen reproduzieren so Regeln des Zusammenlebens, welche die alltägliche Lebenswelt strukturieren. Sie befolgen diese Regeln meist intuitiv, so zum Beispiel beim Anstehen an der Kasse im Lebensmittelgeschäft, wo sich jeweils eine Schlange bildet, oder bei der Sitzplatzwahl in der S-Bahn, wo sich bei genügend Platz kaum jemand in ein bereits

besetztes Abteil setzt. Giddens schreibt weiter: „Das Wissen über gesellschaftliche Konventionen, über sich selbst oder über andere menschliche Wesen, das in der Fähigkeit steckt, in der Vielfalt gesellschaftlicher Lebenskontexte sich »zurechtzufinden« zu können, ist detailliert und verblüffend“ (ebd., S. 78). So erscheint die Lebenswelt den Menschen als strukturiert und zwar insofern, als dass sie entsprechend der Strukturen so Handeln, dass sie ihren Alltag möglichst gelingend bewältigen können. Strukturen ermöglichen es Menschen somit zu Handeln und mit ihren Mitmenschen zu interagieren, schränken diese Möglichkeit aber gleichzeitig ein, da nicht jede mögliche Handlung der gegebenen Situation entspricht. Unpassende Handlungen, etwa das Vordrängen an der Kasse, werden von den Mitmenschen sanktioniert, sei dies auch nur durch böse Blicke.

#### **2.4 Handeln, intentional & nicht intentional**

Die so strukturierte Lebenswelt wird erlebt, was Einfluss auf das Handeln der Menschen hat. Allerdings sind menschliche Handlungen dabei nicht durch die Struktur vorbestimmt. Vielmehr produzieren und reproduzieren Menschen durch ihr Handeln gesellschaftliche Struktur. Handeln ist demnach jegliche Aktivität von Menschen auf der Grundlange der Struktur und durch ebendiese auch eingeschränkt. Die alltagssprachliche Verwendung des Begriffs Handeln ist hierbei irreführend. Sie suggeriert, dass Handeln intentional ist, also immer eine Absicht als Ausgangspunkt des Handelns dient. Dem widerspricht Giddens (1997): „Wenn wiederum jemand absichtlich Tee verschüttet und dabei nicht merkt, dass er eigentlich Kaffee verschüttet, ist dieses Verschütten des Kaffees eine Handlung jener Person, obwohl sie nicht absichtlich geschah“ (S. 59). Handeln ist demnach nicht die Intention etwas zu tun oder nicht zu tun, sondern die Möglichkeit, überhaupt etwas zu tun (ebd., S. 60). Diese Möglichkeit ist das, was durch Struktur ermöglicht und begrenzt wird. Handeln ist somit durch Struktur zwar nicht determiniert, aber doch bedingt. Zum Beispiel kann jemand, der sich am jetzigen Wohnort nicht zuhause fühlt, einen Wohnortswechsel in Betracht ziehen. Dieser Wechsel wird die Person aber nicht völlig frei vollziehen können. Die Person kann einen möglichen Wohnort schön finden oder nicht und kann sich in der Folge einen präferierten Wohnort leisten oder nicht. Es zeigen sich nunmehr verschiedene Modalitäten, welche zwischen Struktur und Handeln vermitteln.

### 3. Struktur der Lebenswelt

*Der heutige Städtebau hat zu etwas geführt, was uns der Stadt, selbst wenn es die Vaterstadt ist, entfremdet; es sind Ghettos nach Einkommensklassen. Die Nachbarschaft ist kein Abbild der ganzen Gesellschaft, aber auch nicht eine Nachbarschaft aus Wahlverwandtschaft. Der Umstand, dass wir alle monatlich zwischen tausend und tausendzweihundert Franken verdienen, verbindet nicht, sondern uniformiert; ich sehe mich in einem Kollektiv, das mich einsam macht. (Lucius Burckhardt, Max Frisch und Markus Kutter, 1956, S. 16)*

Zunächst ein Blick auf das bisher Gesagte. Als Lebenswelt wird aus den vorhergehenden Überlegungen heraus eine sozial konstruierte, intersubjektive Wirklichkeit verstanden, welche in einem gewissen Mass durch Regeln des gesellschaftlichen Zusammenlebens strukturiert ist. Diese Struktur ermöglicht und beschränkt das Handeln der Menschen, welche durch ihr Handeln die Struktur produzieren und reproduzieren. Handeln wird dabei als die Möglichkeit etwas zu tun oder zu lassen verstanden. In diesem rekursiven Prozess vermitteln verschiedene Modalitäten zwischen der Struktur und dem Handeln.

#### 3.1 Modale Strukturierungstheorie nach Husi

Das obenstehende Zitat von Lucius Burckhardt, Max Frisch und Markus Kutter dient als Ausgangspunkt, um den Zusammenhang zwischen Struktur und Handeln genauer zu beleuchten. Die drei Autoren sprechen den Umstand an, dass Menschen mit einer ähnlichen Ausstattung an Mitteln, hier tausend bis tausendzweihundert Franken, oft im gleichen Quartier wohnen. Husi (2013) beschreibt die Lebenslage als die Gesamtheit der Mittel und Zwänge, mittels welchen eine Person ihren Alltag bewältigen kann (S. 112). Hier vermittelt die instrumentale Modalität zwischen Struktur und Handeln, was zu einer hierarchischen Differenzierung führt (ebd., S. 118). Dass sich aber Menschen, die gleich viel verdienen, nicht per se als Kollektiv verstehen, respektive sich einsam fühlen umgeben von Gleichgestellten (ebd., S. 116), verweist darauf, dass weitere Modalitäten zwischen Struktur und Handeln vermitteln. Es sind dies nach Husi die regulative Modalität, welche mittels Rechten und Pflichten verschiedene Rollen hervorbringt, sowie die motivationale Modalität, welche mittels Wünschen und Zielen verschiedene Lebensziele hervorbringt (ebd.). Husi schreibt:

Da sie [die Menschen], konkret situiert in Raum und Zeit, bestimmte Dinge tun (und unterlassen) können und müssen ..., mögen und wollen, dürfen und sollen, entsteht ein überall und immer begrenzter Handlungsspielraum. Mittel, Wünsche und Rechte öffnen diesen Spielraum (Ermöglichung), Zwänge, Ziele und Pflichten schliessen ihn (Einschränkung). (ebd., S. 112)

Die individuellen Lebenslagen, Rollen und Lebensziele werden in komplexen Distributions-, Regulations- und Sozialisationsprozessen verhandelt (ebd., S. 114). Husi (2012) schreibt weiter: „Das Können und Müssen, Mögen und Wollen, Dürfen und Sollen dient menschlicher Lebenspraxis als Grundlage, das heisst als ermöglichendes und einschränkendes Medium des Handelns .... und Erlebens ....“ (S. 43). Die stetige Fortführung dieser Prozesse lassen eine bestimmte Lebensweise entstehen, welche sich nach und nach zu einem Lebensgefühl verdichtet (ebd.). Die drei Strukturierungsmodalitäten dienen auch dem Zusammenhandeln als Medium, weshalb auch die Praxis hierarchisch, institutionell und kulturell strukturiert ist in Klassen, Lebensberei-

chen und Millieus (ebd.). Die so erfasste individuelle und gesellschaftliche Differenzierung und Strukturierung sind in der Abbildung 4 dargestellt.

Abbildung 4: Gesellschaftliche Differenzierung und Strukturierung

<i>Modal- verben</i>	<i>können</i>	<i>müssen</i>	<i>mögen</i>	<i>wollen</i>	<i>dürfen</i>	<i>sollen</i>
<i>Medium</i>	ermög- lichend	einschrän- kend	ermög- lichend	einschrän- kend	ermög- lichend	einschrän- kend
<i>Bezug auf Welt</i>	subjektive, soziale, objektive		subjektive		soziale	
<i>Versteti- gungen</i>	Mittel	Zwänge	Wünsche	Ziele	Rechte	Pflichten
<i>Individuelle Lebens- struktur</i>	Lebenslage		Lebensziele		Rollen	
<i>Gesell- schafts- struktur und Gesell- schafts- systeme</i>	Klassen		Milieus		Lebensbereiche	
<i>Struktu- rierungs- modalität</i>	instrumentale		motivationale		regulative	
<i>Differenzie- rung</i>	hierarchische		kulturelle		institutionelle	

Quelle: Husi (2012, S. 44).

### 3.2 Identität & Lebenswelt

Die Strukturierungsmodalitäten vermitteln also zwischen den individuellen Lebenslagen, Rollen und Lebenszielen und der gesellschaftlichen Struktur, welche hierarchisch, institutionell und kulturell differenziert wird. Menschen verfügen über gewisse Mittel und Zwänge, Wünsche und Ziele sowie Rechte und Pflichten, mittels welchen sie den Alltag bewältigt und dabei gesellschaftliche Struktur reproduziert und potentiell auch verändert. Das Individuum wirkt also auch auf die strukturierte Lebenswelt ein und reproduziert diese mit. Giddens (1997) schreibt:

Die strukturierenden Eigenschaften von Regeln können zuallererst mit Bezug auf die Formierung, Aufrechterhaltung, Beendigung und Neuformierung von Begegnungen untersucht werden. Obwohl Handelnde bei der Konstitution und Rekonstitution von Begegnungen eine verwirrende Anzahl von Verfahren und Taktiken benutzen, sind wahrscheinlich jene besonders bedeutsam, die für die Aufrechterhaltung von Seinsgewissheit verantwortlich sind. (S. 75)

Nach Giddens hängt das „Gefühl des Vertrauens in die Kontinuität der Objektwelt und des Gesellschaftsgefüges“ von den Verbindungen zwischen dem Menschen und seiner Lebenswelt ab, wobei Routinen von Bedeutung sind (ebd., S. 111f). „Routinen sind konstitutiv für die kontinuierliche Reproduktion der Persönlichkeitsstrukturen der Akteure in ihrem Alltagshandeln, wie

auch für die sozialen Institutionen; Institutionen sind solche nämlich nur kraft ihrer fortwährenden Reproduktion“ (ebd.). Mit den genannten Modalverben sind nach Husi (2013) wesentliche Merkmale der Identität beschrieben (S. 114). Husi ergänzt: „Wichtige Identitätsmerkmale sind zudem Geschlecht, Alter und Ethnie (im nicht-essenzialistischen Sinne verstanden, das heisst nicht als unverrückbar natürlich gegeben, sondern als gesellschaftlich hervorgebracht), die vor allem darüber mitentscheiden, welche Lebenslage, Lebensziele, Rollen, Lebensweise und welches Lebensgefühl ein Mensch entwickelt“ (ebd.). Insofern ist gemäss der modalen Strukturierungstheorie die Identität der Menschen anhand der gleichen Modalverben strukturiert wie die Lebenswelt. Ursula Renz (2019) schreibt in Bezug auf Identität:

Wir [gehen] normalerweise davon aus, dass Personen Wesen sind, die zumindest eine Ahnung davon haben, wer oder was sie sind. Und das hängt nicht allein damit zusammen, dass wir uns Personen als mit Bewusstsein ausgestattet denken; vielmehr gehen wir zudem davon aus, dass Personen Entitäten sind, die einen Begriff von sich selber haben oder ausbilden können. (S. 41)

Die Alltäglichkeit der Lebenswelt reproduziert also sowohl die Identitätsmerkmale von Personen als auch die Struktur der Lebenswelt, wobei sich Personen, ausgestattet mit einem eigenen Bewusstsein, einen Begriff ihrer eigenen Person machen können. Gerade in Bezug auf die Entwicklung der Agglomeration ist letztlich entscheidend, inwiefern die Alltäglichkeit der Lebenswelt veränderbar ist, ohne dass dabei die Kontinuität des Alltags, der Identitäten der Menschen und der Strukturen verloren gehen. Renz schreibt weiter:

Wir brauchen ... die Unterscheidung zwischen wesentlichen und unwesentlichen Eigenschaften, weil wir ohne sie entweder die Idee der Kontinuität von Dingen oder jene der Veränderung preisgeben müssten. Diese Unterscheidung ist, mit anderen Worten, eine *conditio sine qua non* dafür, dass wir Dinge oder Personen überhaupt als Entitäten denken können, die zwar im Normalfall einen gewissen Bestand haben, die sich aber verändern oder gar zugrunde gehen können. (ebd., S. 33)

Die Identitäten der Menschen und die Strukturen der Lebenswelt sind mittels der gleichen Modalitäten strukturiert. Sie wirken aber auch aufeinander ein, womit „eine dialektische Spannung in der Verbindung zwischen Gesellschaft und Subjekt“ (Paul Natorp, zitiert nach Hans Thiersch, 2017, S. 42) sichtbar wird. Die Identität ist also mit der Lebenswelt verknüpft. Beide sind in ihrer alltäglichen Reproduktion, basierend auf dem routinemässigen Handeln der Menschen, in Teilen konstant, in Teilen aber auch veränderbar. Wesentliche Veränderungen der Lebenswelt haben einen Einfluss auf die Identität der Menschen. Diese Identität muss aber nach Husi (2013) eigentlich als multiple Identitäten aufgefasst werden, von welchen in einer differenzierten Gesellschaft, abhängig vom Kontext, stets nur ein bestimmter Teil bedeutsam wird (S. 114). So interagieren Menschen aus ihrem Selbstverständnis heraus mit ihrer Lebenswelt und insbesondere mit Mitmenschen in ihrer Lebenswelt. Sie befinden sich fortwährend in Distributions-, Regulations- und Sozialisationsprozessen, in welchen rekursiv sowohl die Identitäten der Menschen als auch die Struktur der Lebenswelt reproduziert und verändert werden.

### **3.3 Relationaler Raum**

Bisher war hier die Rede von der Lebenswelt als sozial konstruierte Wirklichkeit. Dabei wurde

angeschnitten, dass die Lebenswelt nicht losgelöst ist von der Naturwelt (Schütz & Luckmann, 2003, S. 32), respektive dass sie von den in ihr vorhandenen materiellen Gegenständen (Löw, 2001, S. 287) aus gedacht werden muss. Die physische Welt ist mehr als nur ein ansonsten wirkungsloser Behälterraum, in dem sich die Lebenswelt befindet. So schreibt Pierre Bourdieu (2017):

In einer hierarchisierten Gesellschaft gibt es keinen Raum, der nicht hierarchisiert wäre und nicht Hierarchien und soziale Abstände zum Ausdruck brächte. Dies allerdings in mehr oder minder deformierter Weise und durch Naturalisierungseffekte maskiert, die mit der dauerhaften Einschreibung sozialer Wirklichkeiten in die natürliche Welt einhergehen. (S. 160)

Wenn sich also soziale Wirklichkeiten in die physische Welt einschreiben, wenn auch auf verwischte Art, so kann die physische Welt auf Inschriften der sozialen Wirklichkeiten untersucht werden. Graffiti kann als prominentes Beispiel dienen, wobei Menschen mittels Graffiti und Tags gezielte Ausschnitte ihrer Wirklichkeit, zum Beispiel Territorialansprüche, zum Ausdruck bringen. Weniger explizit, aber in ähnlicher Weise, schreiben sich Nutzungen und Abnutzungen in die physische Welt ein. Burckhardt (2013) schreibt zum Beispiel in seiner Kritik am Ortsbildschutz:

Die Merkmale, in welchen sich die Nutzung markiert, sind aber keineswegs nur baulicher Art; vielmehr schlägt sich dieses „Ortsbild“ nieder in Strassenbelägen, Abnutzungserscheinungen dieser Beläge, und vor allem in einer unbestechlichen Spontanvegetation, den sogenannten Unkräutern, die uns, ob uns das bewusst wird oder nicht, auf das Genaueste anzeigen, wie und wie oft und wofür eine Stelle genutzt wird. (S. 144f)

Burckhardt beschreibt in diesem Beispiel eine Gruppe von Kindern, die in einem bäuerlichen Dorf vor der Massennutzung des Autos nach einem geeigneten Ort für ein Feuer suchen und sich an den Spuren orientieren, die verschiedene Nutzungen in der physischen Welt hinterlassen haben. Vielleicht in ähnlicher Weise lassen sich heute Brachflächen in den Städten lesen, die in vielerlei und meist unorganisierter Art genutzt werden. Weiter lassen sich anhand der Art der Bebauung einzelner Siedlungen und Quartiere und ihrer Position im Geflecht der gesamten Stadt Rückschlüsse auf die Verteilung von Ressourcen ziehen. So schreibt Bourdieu (2017):

Die verschiedenen Felder, oder – wenn man es vorzieht – die verschiedenen physisch objektivierten sozialen Räume tendieren dazu, sich zu überlagern. So kommt es zu Konzentrationen von höchst seltenen Gütern und ihren Besitzern an bestimmten Orten des physischen Raums (Fifth Avenue, rue du Faubourg Saint-Honoré), die sich somit in jeder Hinsicht den Orten und Plätzen entgegensetzen, wo sich hauptsächlich bzw. ausschliesslich die Ärmsten der Armen wiederfinden (bestimmte Vorstädte, Ghettos). (S. 161)

In diesem Sinne schreibt sich die Lebenswelt in verschiedener Art und Weise in die physische Welt ein. Husi (2012) hält fest: „Die räumliche Struktur stellt keine weitere Strukturart unabhängig von hierarchischer, kultureller und institutioneller Struktur dar, vielmehr sind Elemente dieser Strukturen räumlich angeordnet und fungieren als Raumkonstituenzen“ (S. 45). Nach Löw (2001) ist Raum eine relationale Anordnung von sozialen Gegenständen und Lebewesen (S. 289). Raum

entsteht demnach durch die Platzierung von sozialen Gegenständen, wobei Menschen eine besondere Rolle zukommt, da sie sich selber im Raum platzieren und bewegen (Husi, 2012, S. 45). Sozial konstruiert wird der Raum durch die Syntheseleistung, mittels welcher Gegenstände und Menschen durch Erinnerungs-, Wahrnehmungs- und Vorstellungsprozesse (Löw, 2001, S. 297), respektive durch das Erleben als Wahrnehmen, Denken und Fühlen (Husi, 2012, S. 43) zu Räumen zusammengefasst werden. Dieser relationale Raum erhält so eine subjektive sowie intersubjektiv geteilte symbolische Dimension, welche die Erinnerungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen der Menschen prägt.

### **3.4 Raum in der modalen Strukturierungstheorie**

Wie Husi (2012) schreibt, lassen sich die motivationale, instrumentale und regulative Strukturmodalitäten auch anhand ihrer spezifischen Weltbezüge unterscheiden:

Mögen und wollen wurzeln in der einzelnen Individuen privilegiert zugänglichen subjektiven Welt, dürfen und sollen in der gemeinsam zugänglichen sozialen Welt ....; können und müssen dagegen wurzeln in allen drei Welten, das heisst mithin, jedoch nicht nur in der objektiven Welt. (S. 42f)

Die angesprochene symbolische Dimension bezieht sich auf die gemeinsam zugängliche soziale Welt, in welcher symbolische Qualitäten auf Raumregeln verweisen (ebd., S. 47). Die materiellen Qualitäten von Räumen äussern sich in Raumzwängen, wenn einem eine Wand ein Durchkommen verhindert, und in Raumverfügungen, die das Handeln ermöglichen und einschränken, in dem sie zum Beispiel durch Abgrenzungen private Räume ermöglichen (ebd., S. 46). Husi schreibt weiter: „Die strukturierenden Effekte, die von Raumverfügungen und Raumzwängen (hierarchische Differenzierung) einerseits sowie Raumregeln (institutionelle Differenzierung) andererseits ausgehen, sind vermittelt über Wünsche und Ziele (kulturelle Differenzierung), die im je eigenen Körperraum beheimatet sind“ (S. 47). Die in der subjektiven Welt beheimateten Raumansprüche, die mit Raum verknüpften Wünsche und Ziele, stehen mit den Raumzwängen, Raumverfügungen und Raumregeln in Bezug und sind mehr oder weniger erfüllt. Dieses Zusammenspiel der über Raum vermittelten Strukturierungsmodalitäten zeigt, inwiefern Raum in der Lebenswelt wirksam wird. Die Darstellung der gesellschaftlichen Differenzierung und Strukturierung kann also entsprechend der Abbildung 5 um Raumkonstituenzen erweitert werden. Es ist dies keine direkte, zwingende Wirkung, wonach ein bestimmter Raum ein bestimmtes Handeln hervorbringt, sondern eine von Raum indirekte, vermittelte oder nur scheinbare Wirkung (ebd., S. 46). Diese Feststellung ist insbesondere mit Blick auf die Stadtplanung und ihre Konzepte zur Agglomerationsentwicklung wichtig, mittels welchen Ordnung im Chaos geschaffen werden soll und, so interpretiert Caspar Schärer (2018) die Ziele einiger in der Stadtplanung Tätiger, die Agglomeration durch bauliche Veränderungen zur Stadt bekehrt werden soll (S. 48).

Abbildung 5: Gesellschaftliche Differenzierung und Strukturierung mit Raumkonstituenzen

<i>Modal- verben</i>	<i>können</i>	<i>müssen</i>	<i>mögen</i>	<i>wollen</i>	<i>dürfen</i>	<i>sollen</i>
<i>Medium</i>	ermög- chend	einschrän- kend	ermög- chend	einschrän- kend	ermög- chend	einschrän- kend
<i>Bezug auf Welt</i>	subjektive, soziale, objektive		subjektive		soziale	
<i>Versteti- gungen</i>	Mittel	Zwänge	Wünsche	Ziele	Rechte	Pflichten
<i>Individuelle Lebens- struktur</i>	Lebenslage		Lebensziele		Rollen	
<i>Gesell- schafts- struktur und Gesell- schafts- systeme</i>	Klassen		Milieus		Lebensbereiche	
<i>Struktu- rierungs- modalität</i>	instrumentale		motivationale		regulative	
<i>Differenzie- rung</i>	hierarchische		kulturelle		institutionelle	
<i>Raumkonsti- tuenzen</i>	Raumverfügungen & Raumzwänge		Raumansprüche		Raumregeln	

Quelle: In Anlehnung an Husi (2012, S. 44).

### 3.5 Modale Strukturierungstheorie & Lebenswelt

Somit sind bis hierher zwei Theorien beschrieben und in Bezug zu Raum gestellt worden. Die Theorie der Lebenswelt, wonach die Lebenswelt als subjektiv wahrgenommene und intersubjektiv geteilte Wirklichkeit in zeitlicher, räumlicher und sozialer Aufschichtung verstanden wird, wird mit der modalen Strukturierungstheorie anhand Modalverbenpaare können und müssen; dürfen und sollen; sowie mögen und wollen verknüpft und verfeinert. Diese Verknüpfung lässt es zu, die individuelle Lebensstruktur, die Gesellschaftsstruktur und – ganz zentral – das Handeln anhand der zeitlichen und räumlichen Dimensionen in ihrer hierarchischen, institutionellen und kulturellen Differenzierung zu untersuchen. In der Folge wird also von der Lebenswelt Agglomeration die Rede sein, welche als abstrakte Gesamtheit der Lebenswelten der Bewohnenden der Agglomeration Zürichs verstanden wird. Diese Lebenswelt wird mit den Modalverbenpaaren anhand der modalen Strukturierungstheorie betrachtet, wodurch ihre Struktur sichtbar wird. Zunächst geht es aber darum ein Verständnis davon zu erarbeiten, was im Kontext dieser Arbeit mit Agglomeration gemeint ist.



Abbildung 6: Morgenstimmung.  
Quelle: Eigene Darstellung

## 4. Am Stadtrand – die Agglomeration

Im täglichen Sprachgebrauch werden mit dem Begriff Agglomeration die Vortortsgemeinden der Städte benannt. Diese Gemeinden erhalten Übernamen wie Agglo, Schlafstadt, Hüüslipest oder Speckgürtel. Bei genauerer Betrachtung fällt allerdings schnell auf, dass das so benannten Gemeinden keineswegs ein homogenes Gebiet darstellen, welches über klare Grenzen verfügt. Je nachdem, welches Merkmal betrachtet wird, zeigen sich andere Verbindungen und Grenzen.

### 4.1 Statistische Merkmale der Agglomeration Zürich

2014 revidierte das Bundesamt für Statistik BFS (2014) auf Grund der fortschreitenden Urbanisierung und der Ausdehnung von Funktionalräumen die bisher bestehende Definition des städtischen Gebiets der Schweiz (S. 5). Anhand der Kriterien Einwohnerdichte, Arbeitsplatzdichte, Logiernächte und Pendlerbewegungen wurden Kerngemeinden definiert, auf welche die Pendlerbewegungen ausgerichtet sind, welche vom Agglomerationsraum ausgehen (ebd., S. 8ff). Nach Devecchi (2016) führte dies zu einer Kategorisierung in Agglomerationskerne und städtische Orte ausserhalb von Agglomerationen, Gürtel- oder mehrfach orientierte Gemeinden sowie Gemeinden im ländlichen Raum (S. 38). In dieser Kategorisierung werden Gemeinden wie Schlieren und Dietikon im Limmattal sowie Opfikon und Wallisellen im Glattal als Agglomerationskerngemeinden gezählt (BFS, 2014, S. 17). Sie grenzen an die Stadt Zürich und an andere statistische Agglomerationskerngemeinden an und bilden gemeinsam den Kern der Agglomeration Zürich (ebd., S. 10). Die Kategorisierung anhand der Dichte und der funktionalen Verflechtung zeigt auf wie stark die Gemeinden der Agglomeration Zürich zusammengewachsen sind. Gleichzeitig fällt schnell auf, dass die gewählten Kriterien eben nur die Dichte und die funktionale Verflechtung des gesamten Agglomerationsraums aufzeigen und viele weitere entscheidende Faktoren nicht berücksichtigt werden. In einer weiteren Publikation verfeinert das BFS (2017) diese Kategorisierung denn auch anhand von sozioökonomischen Daten in eine Gemeindetypologie mit 25 Kategorien (S. 2). Dabei werden die Bevölkerungsdichte und die Arbeitsplatzdichte zueinander in Beziehung gesetzt, wodurch die Agglomeration Zürich in die drei Kategorien «Kernstadt einer grossen Agglomeration», «städtische Arbeitsplatzgemeinde einer grossen Agglomeration» sowie «städtische Wohngemeinde einer grossen Agglomeration» aufgeteilt wird (ebd., S. 11). Nach dieser Kategorisierung sind die erwähnten Gemeinden im Limmat- und im Glattal Arbeitsplatzgemeinden der Agglomeration Zürich (ebd., S. 4).

#### 4.1.1 Politische Fragmentierung der Agglomeration

Devecchi (2016) verweist weiter auf die politische Fragmentierung, wonach in Kernstädten zunehmend links-grüne Parteien, in ärmeren Agglomerationsgemeinden national-konservative Parteien und in reicheren Agglomerationsgemeinden wirtschaftsliberal-konservative Parteien die meisten Stimmen erhalten (S. 38). Ähnliches hält auch Daniel Kübler (2014) fest: „In der öffentlichen Diskussion wird oft das Bild von rot-grünen Kernstädten gezeichnet, umgeben von einem bürgerlich dominierten Speckgürtel“ (S. 278). Spannend ist, dass dieser Umstand nur in Teilen mit der soziodemographischen Struktur der Agglomerationen erklärt werden kann. Gemäss Kübler unterscheidet sich das Wahlverhalten je nachdem, ob die Wählenden in Kernstädten, suburbanen Gemeinden oder in ländlichen Gebieten wohnen, selbst wenn Einflussgrössen wie Geschlecht, Alter, Ausbildung und Einkommen berücksichtigt werden (ebd., S. 282). Kübler legt nahe, dass zum einen die Organisationsweise zentraler Dienstleistungen wie öffentlicher oder privater Verkehr, öffentliche oder private Schulen sowie öffentliche oder private Kinderbetreuung

und zum anderen die gesellschaftliche Heterogenität oder Homogenität wichtige Faktoren sind (ebd., S. 282f). In Bezug auf die gesellschaftliche Diversität verweist Kübler auf Robert Putnam (ebd., S. 283). Putnam (2007) stellt anhand von Personenbefragungen fest, dass das Vertrauen in Personen anderer Ethnien in gesellschaftlich homogeneren Regionen der USA grösser ist als in Regionen mit hoher gesellschaftlicher Diversität (S. 147). Gemäss dem statistischen Amt des Kanton Zürichs (2019) ist die räumliche Konzentration der ausländischen Wohnbevölkerung in den Gemeinden Dietikon, Schlieren und Opfikon tatsächlich höher als in der Stadt Zürich (S. 7) und hat in Teilen der Stadt Zürich zwischen 2000 und 2016 abgenommen, während sie in den erwähnten Gemeinden zugenommen hat (ebd., S. 5). Allerdings nimmt der Segregationsgrad, berechnet auf der Grundlage der Nationalität, trotz steigendem Anteil von Personen ohne schweizer Staatsbürgerschaft, ab (ebd.).

#### **4.2 Quartierscharfe Statistiken**

Solche statistischen Befunde haben allerdings den Schwachpunkt, dass sie auf der Ebene der Gemeinden ansetzen und dort nicht weiter ausdifferenzieren. Sie sind also oft nicht quartierscharf. Eine Ausnahme bildet eine Analyse der Bevölkerungszusammensetzung im Gebiet Rohr-/Plattenstrasse in der Stadt Opfikon, die von der Raumdaten GmbH im Auftrag der Stadt Kloten durchgeführt wurde. Das von Arbeitersiedlungen der Nachkriegszeit geprägte Gebiet weist demnach einen überdurchschnittlichen Anteil an Personen ohne schweizer Staatsbürgerschaft auf, wovon Personen aus den Nationengruppen EU Süd und Balkan & Türkei mit 48 Prozent die grösste Gruppe bilden (Raumdaten GmbH, 2015, S. 5). Die gleiche Gruppe ist in Opfikon mit 32 Prozent und in Kloten mit 21 Prozent der Gesamtbevölkerung und somit im Gebiet Rohr-/Plattenstrasse überdurchschnittlich vertreten (ebd.). Meist bleibt es aber ungeklärt, ob und wie sich die einzelnen Quartiere der Agglomerationsgemeinden unterscheiden. Wer sich allerdings auf einen Spaziergang durch entsprechende Gemeinden begibt wird schnell Unterschiede feststellen. Auffallend sind zum Beispiel die unterschiedlichen Bebauungsarten der Quartiere. Diese lassen sich aus der Geschichte der Agglomeration begründen, welche hier in aller Kürze nachgezeichnet wird – ausgehend von den Nachkriegsjahren.

#### **4.3 Dorf, Arbeitersiedlungen & Arealüberbauungen**

Natürlich war das geografische Gebiet, auf dem heute die Agglomeration Zürich steht, auch vor dem zweiten Weltkrieg nicht einfach Ödland. Noch heute verweisen Quartier- und Strassenamen wie Riet, Grossacker oder Allmend auf die ehemaligen Nutzungen der Flächen in einer von der Agrarwirtschaft geprägten Umgebung. Die heutigen Agglomerationsgemeinden waren damals noch kleine Dörfer und Städtchen. In den 60er und 70er Jahren des letzten Jahrhunderts beginnt dann ein Wandel, der noch heute prägend ist. So schreibt Devecchi (2016): „... Der starke Bevölkerungszuwachs und die zu beobachtenden intensivierten baulichen Tätigkeiten [sind] grundsätzlich ein Phänomen der letzten zwei bis vier Jahrzehnte.“ (S. 14). Zu dieser Zeit entstehen an den Rändern der Kernstädte als Arbeitersiedlungen bezeichnete Gebäude, um der wachsenden Anzahl von Arbeitnehmenden der Industrie Platz zu bieten (ebd., S. 37). Mehr und mehr wird die Infrastruktur sowohl für den öffentlichen als auch für den Individualverkehr ausgebaut, wodurch die entstehenden Siedlungsgebiete und die bestehenden Dörfer und Städtchen funktional an die Kernstädte angebunden werden (ebd.). Ähnlich schreibt Burckhardt (2013):

Zu Beginn der sechziger Jahre sorgten innerschweizerische Migrationen für Bevölkerungsnachschub. Die Grossstädte waren bewohnt und zugleich wirtschaftlich in Expansion begriffen; Bevölkerung aus den Entleerungszonen der Schweiz, dazu die Gastbevölkerung aus Südeuropa, zogen in die Siedlungen, die im Umkreis von 30km um Zürich und Basel erstellt wurden. (S. 66)

Das Wirtschafts- und Bevölkerungswachstum nach Ende der 60er Jahre blieb allerdings unter den Erwartungen, während die Infrastruktur weiter ausgebaut wurde (ebd.). Die Bevölkerungszahl in den Kernstädten begann zu schrumpfen, während neue Arbeitsplätze überwiegend im suburbanen Raum entstanden (Devecchi, 2016, S. 37). Die zunehmende Mobilität führte zu einer zunehmenden räumlichen Fragmentierung der Wohn- und Arbeitsorte, es entstanden sogenannte Schlafstädte (ebd.). Thomas Sieverts (2003) stellt fest, dass so ein neuer Typ Stadtstruktur entstanden ist, der „sich der geläufigen Einordnung in die Kategorie Stadt bzw. Land entzieht, auf den aber auch der ebenso geläufige Begriff des Vororts nicht mehr passt“ (S. 79). Sievert benennt diese Stadtstruktur als Zwischenstadt (ebd.). Die bauliche Gestalt und die Identität der Zwischenstadt, so ergänzt Devecchi (2016), befindet sich in einem Zwischenraum, ist nicht mehr Dorf und noch nicht Stadt (S. 39). In ähnlicher Weise schreiben Sulzer und Desax (2015):

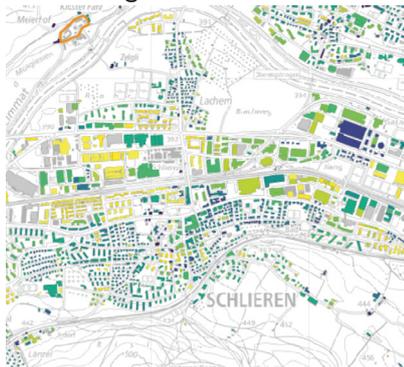
In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts wuchsen die Siedlungen im Umland von Städten und Gemeinden unaufhaltsam. Dies führte zum Teil zu unüberschaubaren Agglomerationsräumen. Sie sind stadträumlich und ästhetisch gesehen das Ergebnis einer unkoordinierten Anordnung von Bauten für Wohnen, Einzelhandel und Produktion. (S. 77)

In den letzten Jahren wurden nun neben den bereits bestehenden Dörfern und Arbeitersiedlungen der Nachkriegszeit Arealüberbauungen realisiert, die baulich in sich geschlossen sind und wenig Bezug zu den umliegenden Quartieren herzustellen vermögen. Es sind dies Überbauungen wie das Limmatfeld in Dietikon, der Glattpark in Opfikon oder das Richti-Areal in Wallisellen. Am Eingang des Glattparks steht nach wie vor ein Schild mit der Aufschrift: „Glattpark Opfikon – Hier entsteht eine Stadt.“ In den Agglomerationsgemeinden stehen heute also neben den Fachwerkgebäuden, alten Geschäftshäusern und Einfamilienhäusern des Dorfes die Arbeitersiedlungen der Nachkriegszeit und die Arealüberbauungen der letzten Dekade. Die Abbildungen 7 bis 12 zeigen diesen Umstand eindrücklich anhand des Gebäudealters.

#### **4.4 Differenzierung anhand lokaler Governance**

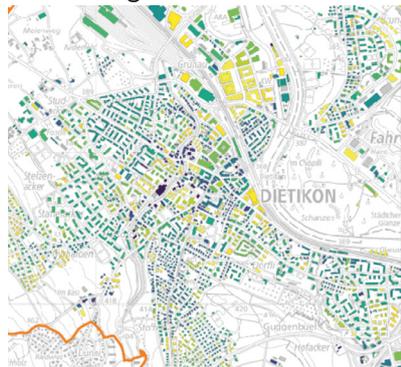
Als weiteres Merkmal zur Unterscheidung von Agglomerationsgemeinden kann die Art und Weise, wie die Politik und die Verwaltung in die Entwicklung der Gemeinde und der Quartiere eingreifen, betrachtet werden. Devecchi (2016) unterscheidet drei verschiedene Formen lokaler Governance, die aufgrund der unterschiedlichen ökonomischen Situation und dem Grad der Professionalisierung der Verwaltung und der Politik der Agglomerationsgemeinden entstehen und die Gemeinden prägen (S. 340). Demnach findet sich in Gemeinden mit hohem administrativen Professionalisierungsgrad und tiefem fiskalischem Druck eine reaktive Form der lokalen Governance, während in Gemeinden mit einem hohen politischen Professionalisierungsgrad und einem hohen fiskalischen Druck eher eine proaktive Form der Governance zu finden ist (ebd.). In Gemeinden, in welchen Verwaltung und Politik mit der Entwicklung eher überfordert sind oder

Abbildung 7: Schlieren.



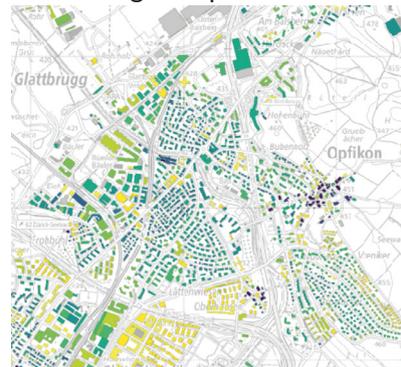
Quelle: GIS-ZH (2019, Gebäudealter).

Abbildung 8: Dietikon



Quelle: GIS-ZH (2019, Gebäudealter).

Abbildung 9: Opfikon.



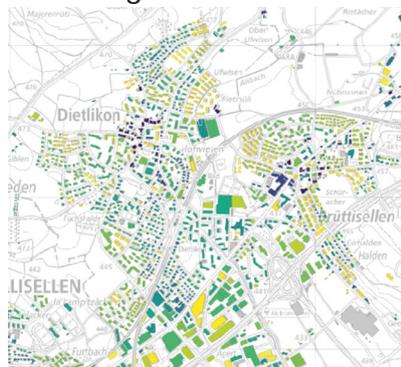
Quelle: GIS-ZH (2019, Gebäudealter).

Abbildung 10: Wallisellen.



Quelle: GIS-ZH (2019, Gebäudealter).

Abbildung 11: Dietlikon.



Quelle: GIS-ZH (2019, Gebäudealter).

Abbildung 12: Legende.

**Baujahr Gebäude**

2011-2019	1951-1960
2001-2010	1925-1950
1991-2000	1901-1925
1981-1990	1876-1900
1971-1980	1850-1875
1961-1970	Vor 1850
unbekannt	

Quelle: GIS-ZH (2019, Gebäudealter).

sich die öffentlichen Interessen mit den Interessen Privater überschneiden, findet sich tendenziell eine passive Form der Governance (ebd.). Die Form der Governance zeigt sich nach Devecchi an Merkmalen wie der Art der Problemabklärung und Agenda-Erarbeitung, welche sich an Marktanalysen (passiv), öffentlichen Bedarfsabklärungen (reaktiv) oder öffentlich-privaten Strategiefindungsprozessen (proaktiv) orientieren (ebd.). Ebenfalls zeigen sich Unterschiede im Staatsverständnis, wo der Staat in der passiven Form der Governance als Kontrollinstanz fungiert, in der reaktiven Form Handlungsspielräume zugunsten lokaler öffentlicher Interessen nutzt und in der proaktiven Form mittels öffentlich-privater Zielerarbeitung und Zielfinanzierung mitgestaltet (ebd.). Die Gemeinden des Limmattals und des Glattals sind nicht Teil der Erhebungen Devecchis. Im Kontext von Devecchis Erkenntnissen fällt mit Blick auf die Stadtentwicklungsstrategien der bisher erwähnten Gemeinden auf, dass Dietikon, Schlieren, Kloten und Opfikon Stadtentwicklungs-konzepte auf ihrer Website veröffentlicht haben. In diesen Konzepten werden Zielbilder und Strategien zu deren Erreichung dargelegt, was als Hinweis auf eine proaktive Form der Governance gelesen werden kann. Dafür spricht auch der hohe fiskalische Druck, den Devecchi als Entstehungsbedingung proaktiver Governance nennt (ebd.). Die Gemeinden weisen Steuerfüsse zwischen 94 Prozent (Opfikon) und 123 Prozent (Dietikon) aus (Statistisches Amt des Kantons Zürich, 2020, Steuerfüsse). Zudem finden sich in den Stadtentwicklungs-konzepten Hinweise auf öffentlich-private Strategiefindungsprozesse, da die Grundeigentümerinnen und Grundeigentümer in die Entwicklung der Konzepte einbezogen wurden.

#### 4.4.1 Konzepte zur Stadtwerdung der Agglomeration

Stadtentwicklungskonzepte können als Versuche gelesen werden, die allgegenwärtige Veränderung der physischen, ökonomischen und sozialen Beschaffenheit einer Stadt auf ein Ziel hin zu lenken. Stadtentwicklungskonzepte haben oft Leitbildcharakter und beziehen sich auf übergeordnete Raumplanungen, so zum Beispiel auf die regionalen Richtpläne. Sie bauen auf den lokalen Zonenplänen auf, die im Wesentlichen die Nutzungsart eines Gebiets und die Anzahl der Geschosse regeln. Eine Wohnzone W3 verweist zum Beispiel auf ein Quartier, das hauptsächlich zum Wohnen genutzt werden darf und in dem Gebäude mit maximal drei Stockwerken zugelassen sind. Die betrachteten Stadtentwicklungskonzepte der Gemeinden Dietikon, Schlieren, Kloten und Opfikon verweisen auf die hohe Entwicklungsdynamik in den entsprechenden Regionen Limmat- und Glattal. In den Analysen des städtischen Raums werden oft soziale Herausforderungen aufgegriffen und problematisiert. Zur Lösung dieser Herausforderungen werden dann insbesondere räumliche und städtebauliche Strategien vorgeschlagen. So schreibt zum Beispiel die Stadt Kloten (2018):

Die Stadt Kloten weist eine sehr hohe Fluktuation auf. Innerhalb von fünf Jahren zieht ungefähr 50% der Bevölkerung aus Kloten weg. Diese Personen werden tendenziell durch „Status tiefere“ Personen ersetzt, was zu einer Entmischung der Bevölkerung führt. Somit befindet sich Kloten soziologisch betrachtet, in einer langsamen Abwärtsspirale. (S. 2)

Und weiter: „Mit einer gezielten Nachverdichtung an gut erschlossenen Lagen, werden neue Wohnungsangebote und insbesondere höhere Personendichten geschaffen. Dies erhöht die Attraktivität des Wohnstandortes Kloten und führt zu einer besseren Durchmischung der Bevölkerung“ (ebd., S. 3). Aufbauend auf solchen Analysen werden in allen Stadtentwicklungskonzepten verschiedene Gebiete definiert, die, je nach ihrer aktuellen Beschaffenheit, gestärkt, entwickelt oder transformiert werden sollen. So schreibt die Stadt Dietikon (2016): „Die Quartiere Gjuch und Vorstadt sind als wichtige Innenentwicklungs- und Aufwertungsgebiete zu betrachten. .... Eine Stadtwerdung dieser Quartiere ist anzustreben“ (S. 9). Das Gebiet Glanzenberg ist als Transformationsgebiet deklariert: „Eine langfristig grossräumige Transformation, Stadtwerdung und Stadtreparatur des Gebiets ist anzustreben“ (ebd., S. 10). Alle drei Quartiere sind von Arbeitersiedlungen der Nachkriegszeit geprägt. Die Einfamilienhausquartiere mit dörflichem Charakter sollen weitgehend unberührt bleiben. So schreibt das Studio Dietikon, welches für die Stadt Dietikon einen als Stadtdialog bezeichneten Prozess moderiert, über die Quartiere an Hanglagen: „Ein- und Mehrfamilienhausquartiere entlang der Hänge von Heitersberg und Hone ret liegen abseits der wichtigen Entwicklungsachsen und bleiben weitgehend in Ruhe. Hier hat das Pflegen und Bewahren der bestehenden Strukturen Priorität“ (Studio Dietikon, 2019, Innenentwicklung und Quartiere). Das allgemeine Ziel dieser Stadtentwicklungskonzepte, das mehr oder weniger explizit Erwähnung findet, kann als Stadtwerdung der Agglomeration bezeichnet werden. Damit wird auf die übergeordneten Planungsebenen des Bundes verwiesen, wo gemäss Art. 1 Abs. 2 lit. b des Raumplanungsgesetz (SR 700) verlangt wird, dass die räumliche Entwicklung so gelenkt wird, dass kompakte Siedlungen entstehen und, daran angelehnt, der Synthesebericht zum Nationalen Forschungsprogramm NFP 65 die Stadtwerdung der Agglomeration fordert (vgl. Sulzer & Desax, 2015). Eine weitere Differenzierung des Agglomerationsraums

lässt sich also aus den Konzepten zur Steuerung der Entwicklung der Städte ablesen, auf deren programmatische Dimension in der Folge als Stadtwerdung der Agglomeration verwiesen wird.

#### **4.5 Agglomeration im Kontext dieser Arbeit**

Zusammenfassend ist der gesamte Agglomerationsraum also zunächst über die funktionale Verflechtung und die Dichte definiert, womit sich in Bezug auf die Agglomeration Zürich ein relativ weitläufiges Gebiet zeigt, welches auf den Agglomerationskern, die Stadt Zürich und einige Anrainergemeinden, ausgerichtet ist. Anhand sozioökonomischer, soziographischer, morphologischer und politischer Merkmale lässt sich dieses Gebiet weiter verfeinern. Es zeigen sich Unterschiede zwischen der Kernstadt Zürich, den näheren Anrainergemeinden und den weiteren Gemeinden der Agglomeration. Untersucht wurden in dieser Forschungsarbeit Gemeinden, die dem Typ «städtische Arbeitsplatzgemeinde einer grossen Agglomeration» entsprechen, die historisch bedingte morphologische Teilung in Dorf, Arbeitersiedlungen der Nachkriegszeit und neuer Arealüberbauungen aufweisen und über ein Stadtentwicklungskonzept verfügen. Es sind dies die Gemeinden Dietikon, Schlieren, Kloten und Opfikon. Diese Gemeinden liegen in den Regionen Limmat- und Glattal, welche gemäss dem kantonalen Richtplan des Kantons Zürich eine hohe Nutzungsdichte sowie eine hohe Entwicklungsdynamik aufweisen (Kanton Zürich, 2015, Kapitel 1.3-1). Diese Gemeinden werden im Rahmen dieser Arbeit als Agglomerationsgemeinden bezeichnet.

#### **4.6 Quartiere der Agglomerationsgemeinden**

Die in diesem Kapitel aufgezeigte Differenzierung der Agglomeration Zürich unterscheidet die politischen Gemeinden als Gebietskörperschaften und zeigt deren Verflechtungen miteinander auf. Statistische Daten, anhand welcher die einzelnen Gemeinden weiter differenziert werden könnten, sind kaum vorhanden. Einzelne Unterschiede lassen sich zum Beispiel anhand der Morphologie der Quartiere sowie anhand der Stadtentwicklungskonzepte ausmachen, womit aber noch wenig über die gesellschaftliche Zusammensetzung oder die Lebenswelt der Menschen in diesen Quartieren gesagt ist. Hartmut Häussermann, Martin Kronauer und Walter Siebel schreiben (2004):

Die Quartiere, von denen heute die Rede ist, wenn von der Konzentration sozialer Probleme gesprochen wird, sind im Gegensatz zu diesen historischen Milieus in der Regel keine kulturell einheitlichen, sondern sehr heterogene und sehr konfliktreiche Milieus. Ethnische Ghettos oder proletarische Milieus zeichnen sich ja durch eine eigene Subkultur bzw. Gegenkultur und eine entsprechende Infrastruktur aus. (S. 28)

Diese quartierseigene Subkultur wird den betrachteten Quartieren in den Konzepten und Analysen abgesprochen, so zum Beispiel im Synthesebericht zum Forschungsprogramm NFP 65, in welchem Sulzer und Desax (2015) vorschlagen, durch „Stadtumbaukultur ... aus anonymen Vororts- und Vorstadtsiedlungen schrittweise identitätsbildende Stadträume“ zu generieren (S. 17). Aufbauend auf diesen Überlegungen untersucht diese Arbeit die verschiedenen Quartiere der Agglomerationsgemeinden aus der Perspektive der Bewohnenden. Grundlage dazu sind sechs Interviews, die zwischen Juni und September 2019 geführt wurden.



Abbildung 13: Balkon im Blauen.  
Quelle: Eigene Darstellung

## 5. Lebensweltanalyse – zur Methodik der Forschung

Es ist die These dieser Arbeit, dass die subjektiv wahrgenommenen Lebenswelten der Bewohnenden der Agglomerationsgemeinden sich vom Bild, das in den verschiedenen Konzepten zur Entwicklung der Agglomeration und insbesondere im Synthesebericht des NFP 65 gezeichnet wird, unterscheiden. Natürlich formulieren solche Konzepte Zielbilder, die gerade weil sie in die Zukunft blicken nicht die Gegenwart repräsentieren. Sie bauen aber auf Analysen auf, welche den Perspektiven der Bewohnenden der Agglomerationsgemeinden wenig bis keinen Raum geben. So schreiben Sulzer und Desax (2015) zwar, dass „mit einer sorgfältigen Gewichtung von Ökonomie, Ökologie und sozialen Kriterien ... in der Raumplanung ein Ausgleich der Interessen zustande kommen können [müsste]“ (S. 14). Die sozialen Kriterien werden in der Folge aber kaum benannt. Es wird darauf verwiesen, dass „individuelle Fähigkeiten, Selbstbestimmung und Eigenverantwortung (ebd., S. 15) gestärkt werden sollen und dass die im Bericht formulierten Visionen und Ziele die Chance bieten, die „Heimat und Identität der Bürger bestmöglich zu wahren und zu entwickeln“ (ebd., S. 17). Der Theorie des kleinstmöglichen Eingriffs nach Burckhardt zu folgen und die von der Stadtentwicklung Betroffenen zu Beteiligten zu machen, wie das in Bezug auf die Nachhaltigkeitstrias gefordert wird (vgl. Eidgenössisches Departement für auswärtige Angelegenheiten EDA, 2019, 17 Ziele für nachhaltige Entwicklung), würde aber bedeuten, sich zunächst ein möglichst genaues Bild der Lebenswelt der Bewohnenden der Agglomerationsgemeinden zu machen. In den vorhergehenden Kapitel wurde aufgezeigt, was unter dem Begriff Lebenswelt verstanden wird. Weiter wurde mit der modalen Strukturierungstheorie ein Modell dargestellt, anhand dessen die Strukturen dieser Lebenswelt sichtbar gemacht werden können. Ebenfalls wurden anhand statistischer und weiterer Merkmale ein erstes Bild der untersuchten Agglomerationsgemeinden entwickelt, welches nun um die Analyse der subjektiv wahrgenommenen Lebenswelten von Bewohnenden der Agglomerationsgemeinden erweitert wird.

### 5.1 Forschungsdesign

Das Ziel der Forschungsarbeit ist demnach zunächst eine Beschreibung von subjektiv wahrgenommenen Lebenswelten. Beschrieben werden sollen also subjektive Wahrnehmungen, womit eine wesentliche Herausforderung dieser Arbeit bereits benannt ist. Die subjektiv wahrgenommene Lebenswelt ist zunächst privilegiert dem Subjekt zugänglich, welches die momentane Wahrnehmung mit den gemachten Erfahrungen und den persönlichen Vorstellungen, Werten, Ideen, Gefühlslagen und vielem mehr abgleicht. Erst durch Kommunikation mit Mitmenschen wird die Lebenswelt zu einer geteilten, intersubjektiven Welt. Im Rahmen der Forschungsarbeit wurden sechs Personen mittels halbstandardisierten Interviews zu ihrer Lebenswelt befragt. Die gemachten Äusserungen entsprechen also einer Beschreibung der oder einer Reflexion über die Lebenswelt und bereits nicht mehr der Lebenswelt an sich. Die Verarbeitung dieser Daten führt zu einer weiteren Abstraktion, da die eigentliche Interviewsituation nicht mehr wiedergegeben werden kann. Dargestellt werden können in dieser Arbeit letztlich Beschreibungen von Beschreibungen. Des Weiteren ist auch die forschende Person in einer Lebenswelt zuhause, welche wohl ebenfalls in weiten Teilen unreflektiert bleibt. Giddens (1997) schreibt: „Sozialforschung schliesst immer ein hermeneutisches Moment ein, doch diese Annahme mag dort latent bleiben, wo Forschung sich auf gemeinsames Wissen bezieht, das unexpliziert bleibt, weil der Forscher und sein Gegenstand in einem gemeinsamen Milieu zu Hause sind“ (S. 384). Das Forschungsdesign muss diesem Umstand Rechnung tragen.

### 5.1.1 Untersuchung des praktischen Bewusstseins

Giddens unterscheidet das praktische vom diskursiven Bewusstsein in dem Sinne, dass alle Menschen bewusst handelnde Subjekte sind und als soziale Akteure „sehr viel über die Bedingungen und die Folgen dessen, was sie in ihrem Alltagsleben tun“, wissen (S. 335). Dieses praktische Bewusstsein wird nur dann diskursiv dargelegt und somit zu diskursivem Bewusstsein, wenn andere Personen danach fragen (ebd.). Dies entspricht dem Lebensweltkonzept nach Schütz und Luckmann (2003), wonach Menschen die Lebenswelt als schlicht gegeben vorfinden und erst durch einen äusseren Reiz zur Reflexion über die Lebenswelt animiert werden (S. 29f). Um zwischen dem Wissen der befragten Personen und dem Wissen der forschenden Person unterscheiden zu können sind möglichst offene Fragen wichtig. Erfragt werden soll ja die subjektive Wahrnehmung der befragten Person. Ziel ist es, den Sinn zu verstehen, der die befragte Person in ihren Aussagen übermittelt. Carl Graumann, Alexandre Métraux und Gert Schneider (1995) schreiben:

Gegenstand des Sinnverstehens sind Äusserungen von Personen, die sich selbst oder andere Personen beschreiben, ihr eigenes Handeln oder dasjenige anderer deuten, erklären oder rechtfertigen. Ziel der Untersuchung ist die Aufdeckung von Deutungsmustern, die für das Subjekt relevant sind, und von Handlungsmustern, die aus der Sicht des Subjekts wirksam sind. (S. 70)

Die Forschung dieser Arbeit stützt sich deshalb auf halbstandardisierte Interviews, die nach Christel Hopf (1995) zwar den Themenbereich eingrenzen, es aber erlauben, „nach eigenem Ermessen und nach Einschätzung des theoretischen Anliegens der jeweiligen Studie durch klärende Nachfragen zu ergänzen und Gesichtspunkte aufzugreifen, die von den Befragten unabhängig vom Gesprächsleitfaden in die Interviewsituation eingebracht werden“ (S. 177).

### 5.1.2 Qualitativ-empirisches Forschungsdesign

Insgesamt sechs Interviews wurden so geführt. Die Interviews wurden mit einem Audiorecorder aufgenommen und transkribiert. Anhand der modalen Strukturierungstheorie wurden die einzelnen Interviews zu Fallbeschreibungen verdichtet. Die Fallbeschreibungen beinhalten also Daten dazu, was die als Fall bezeichnete Person möchte und will, darf und soll sowie kann und muss (Husi, 2013, S. 139). Die Aussagen der einzelnen Personen beziehen sich allerdings nicht nur auf sich selbst. Oft wird auch das Handeln anderer Personen beschrieben oder es werden Zuschreibungen von Wünschen, Zielen, Rechten, Pflichten, Mitteln und Zwängen an andere Personen gemacht. Gehaltvolle Daten liegen deshalb sozusagen auch zwischen den Fällen. In einem zweiten Schritt werden deshalb die Fälle verknüpft. Dieses Vorgehen entspricht im Wesentlichen dem qualitativen Forschungsdesign nach Uwe Flick (1995): „Zunächst werden die einbezogenen Fälle als Einzelfälle in ihrem Verlauf interpretiert (und im Anschluss zumindest an einigen Beispielen auch so dargestellt) und erst in einem zweiten Schritt um fallvergleichende, verallgemeinernde Interpretationen ergänzt“ (S. 164). Die Darstellung der Ergebnisse folgt dem Forschungsprozess, wobei möglichst versucht wird, Ergebnisdarstellung und -interpretation zu trennen. Dies geschieht im Bewusstsein darum, dass bereits die Auswahl der dargestellten Daten eine Form der Interpretation ist. Sie filtert die Daten anhand einer Einschätzung der Relevanz seitens des Autors.

## 5.2 Forschungsfragen

Damit ist ganz allgemein die Dialektik von Authentizität und Strukturierung im Forschungsprozess angesprochen, welche nach Flick (1995) sowohl in der Annäherung an den untersuchten Gegenstand als auch in der Darstellung der Ergebnisse relevant ist (S. 148f). So meint Authentizität, „dass der Forscher den Forschungsgegenstand möglichst weitgehend in dessen eigenen Strukturen, in dessen Einzigartigkeit und Besonderheit versteht und erfasst“ (ebd., S. 149). Strukturierung hingegen bezieht sich auf das Verstehen seitens der forschenden Person aus einer vergleichenden, verallgemeinernden und damit abstrahierenden Perspektive (ebd.). Diese Dialektik entwickelt sich also zwischen der forschenden Person und den beforschten Menschen, welchen so der Anspruch auf ihre Eigenständigkeit gewährt wird (ebd.). Ausgangspunkt dazu ist seitens der forschenden Person die Fragestellung, welche das Erkenntnisinteresse leitet und fokussieren. Nach Giddens (1997) sind die Aufgaben der Sozialforschung, wenn sie um die Dualität der Struktur Bescheid weiss, die hermeneutische Rekonstruktion von Bedeutungsrahmen (1), die Untersuchung von Kontext und Form praktischen Bewusstseins (2), die Bestimmung der Grenzen des Bewusstseins (3) sowie die Bestimmung institutioneller Ordnungen (4) (S. 384). Die Aufgaben (1) und (2) werden, so Giddens, in qualitativen Forschungsdesigns betont, während die Aufgaben (3) und (4) in quantitativen Forschungen im Zentrum stehen (ebd.). Für das Verstehen sozialer Interaktionen im Rahmen sozialer Systeme auf der Grundannahme der Dualität der Struktur sind jedoch beide Formen wichtig (ebd.). Da diese Forschungsarbeit die subjektive Wahrnehmung der Lebenswelt seitens der Bewohnenden von Agglomerationsgemeinden erforschen will, orientiert sich die erste Forschungsfrage an der Untersuchung von Kontext und Form des praktischen Bewusstseins. Die erste Forschungsfrage lautet demnach:

1. Wie wird die Lebenswelt Agglomeration von ihren Bewohnenden subjektiv wahrgenommen?

Anhand der zweiten Forschungsfrage werden nun die aus der ersten Forschungsfrage gewonnenen Fallbeschreibungen einander gegenübergestellt und verknüpft. Es geht dabei um die Bestimmung institutioneller Ordnungen im Sinne der Suche nach den Strukturen der Lebenswelt Agglomeration. Im Rahmen dieser Forschungsarbeit ist es jedoch nicht möglich, eigene quantitative Untersuchungen durchzuführen, welche zum Beispiel statistische Unterschiede zwischen den verschiedenen Quartieren aufzeigen würden. Werden statistische Daten benötigt, bezieht sich die Arbeit auf die oben erarbeitete Darstellung verschiedener Merkmale von Agglomerationsgemeinden. Die zweite Forschungsfrage lautet:

2. Welche Strukturen lassen sich in den subjektiven Wahrnehmungen der Lebenswelt Agglomeration erkennen?

Anhand dieser beiden Fragen wurde der Leitfaden für die halbstandardisierten Interviews entwickelt.

### 5.3 Datenerhebung & Leitfaden

Der Leitfaden baut auf den Forschungsfragen auf und differenziert diese anhand der Kategorien können und müssen; mögen und wollen; sowie dürfen und sollen aus. Zudem fokussiert er in Bezug auf die Syntheseleistung als ein Prozess der Lebensweltkonstruktion (Löw, 2001, S. 296) auf Erinnerungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen und somit auf das Erleben der Lebenswelt seitens der interviewten Personen. Die gewählte Form der Datenerhebung lässt denn auch nur dies zu, da mittels der halbstandardisierten Interviews Aussagen über das Handeln erfragt werden und nicht das Handeln selbst beobachtet wird. Der Leitfaden ist in der Abbildung 14 dargestellt.

Abbildung 14: Leitfaden

Wie wird die Lebenswelt Agglomeration von Bewohnenden der Agglomeration Zürich subjektiv wahrgenommen?		Inwiefern produzieren und reproduzieren Bewohnende des Agglomerationsraum Struktur?	
Raumverfügungen Raumzwänge Hierarchische Differenzierung <i>können &amp; müssen</i>	Raumannsprüche Kulturelle Differenzierung <i>mögen &amp; wollen</i>	Raumregeln Institutionelle Differenzierung <i>dürfen &amp; sollen</i>	
Syntheseleistung der InterviewpartnerInnen <i>Erinnerung Wahrnehmung Vorstellung</i>			
Zunächst möchte ich Sie bitten, mir Ihre Geschichte im Quartier zu erzählen. Was ist Ihre erste Erinnerung an das Quartier?			
Wie hat sich die Gemeinde und insbesondere Ihr Quartier in dieser Zeit verändert?			
Wenn Sie heute jemandem, der noch nie hier war, ihr Quartier beschreiben müssten, was würden Sie sagen?			
Aus welchen Gründen wohnen Sie hier und insbesondere in diesem Quartier?			
Wenn Sie könnten, würden Sie umziehen?			
Wie würde ein Ihnen entsprechendes Quartier aussehen?			
Wie stellen Sie sich Ihre Zukunft vor?			
In wie fern denken Sie, dass Sie diese Zukunft selber gestalten können?			

Quelle: Eigene Darstellung.

### 5.4 Feldzugang & Sampling

Auf die Herausforderung der Trennung von eigenem Wissen um die Lebenswelt und das durch die Interviews erlangte Datenmaterial wurde bereits hingewiesen. Nach Flick (1995) bleiben der forschenden Person, wenn sie an einer Aussenperspektive festhält, gewisse Einsichten verwehrt, während die Innenperspektive die Grenze zwischen eigenem und fremdem Wissen verwischt (S. 154). Das sich eröffnende Spannungsfeld aus Fremdheit und Vertrautheit zeigt sich insbesondere am Feldzugang. So ist für die Durchführung der Interviews, sollen sie den möglichst gehaltvolle Daten hervorbringen, eine gewisse Vertrautheit zwischen der forschenden und der interviewten Person wichtig. Der Feldzugang wurde deshalb über das private und professionelle Umfeld gesucht. Um die trotzdem wichtige Distanz respektive Fremdheit zu erhalten, wurden am

Ende jedes Interviews die interviewten Personen nach Kontakten gefragt, welche sich eventuell ebenfalls für ein Interview zur Verfügung stellen würden. Das Sampling erfolgte also über Vertrauenspersonen, die als Bewohnende von Agglomerationsgemeinden über einen privilegierten Feldzugang verfügen. Zudem wurde anhand der oben dargestellten statistischen Merkmalen von Agglomerationsgemeinden darauf geachtet möglichst Personen in unterschiedlichen Lebenslagen zu befragen. Die Zusammensetzung des Samples ist in der Abbildung 15 dargestellt.

Abbildung 15: Sample

<i>Fall</i>	<i>Alter</i>	<i>Aufenthaltsstatus &amp; Geschichte</i>	<i>Bebauung des Wohnquartiers</i>	<i>Wohnsituation</i>
1	18-30	Schweizer Staatsbürgerin, eingebürgert, in Wohngemeinde aufgewachsen, Umzüge innerhalb der Wohngemeinde	Arbeitersiedlungen aus der Nachkriegszeit	Mietwohnung der Eltern, geteilt mit den Eltern und Geschwistern.
2	30-65	Schweizer Staatsbürgerin, in anderem Kanton aufgewachsen, seit etwa fünfzehn Jahren in Wohngemeinde	Arbeitersiedlungen aus der Nachkriegszeit, vereinzelt Ein- und Mehrfamilienhäuser	Mietwohnung in Hausgemeinschaft mit anderen Familien, mit eigener Familie
3	30-65	Schweizer Staatsbürgerin, in Wohngemeinde aufgewachsen, Umzüge innerhalb der Wohngemeinde	Reihenhaussiedlung aus den 70er Jahren	Mietreihenhaus mit eigener Familie, in Siedlungsgemeinschaft zur Bewirtschaftung gemeinsam genutzter Flächen
4	65+	Schweizer Staatsbürger, in Wohngemeinde aufgewachsen, Umzüge innerhalb der Wohngemeinde	Ein- und Mehrfamilienhäuser	Selbstverwaltetes Wohneigentum in Hausgemeinschaft mit Verwandten, alleine
5	30-65	Ehepaar ohne schweizer Staatsbürgerschaft, vor 20 Jahren in die Schweiz zugezogen, vor 15 Jahren in Wohngemeinde zugezogen	Arbeitersiedlungen aus der Nachkriegszeit	Mietwohnung, mit Kindern
6	30-65	Schweizer Staatsbürger, aus anderer Gemeinde vor 5 Jahren in Wohngemeinde zugezogen	Arealüberbauung der letzten zehn Jahre	Mietwohnung mit Freundin, baldiger Wohnungswechsel aufgrund des erwarteten ersten Kindes

Quelle: Eigene Darstellung.

### 5.5 Datenerhebung & Anonymisierung

Die Datenerhebung erfolgte anhand leitfadengestützten, halbstandardisierten Interviews, welche jeweils an einem von der interviewten Person ausgewählten Ort stattfanden. Dies war bei allen Interviews die Wohnung respektive das Haus der interviewten Person. Die Interviews wurden mittels Audiorecorder aufgenommen. Die Audioaufnahmen wurden transkribiert, wobei in den Transkripten der Name der interviewten Personen sowie von der interviewten Person erwähnte Namen nicht transkribiert wurden. In der Darstellung der Daten wurden fiktive Namen verwendet, um die Lesbarkeit zu wahren. Allerdings lassen nicht nur die Namen der interviewten Personen Rückschlüsse auf die jeweilige Person zu. Gerade die für die Orientierung in der Lebenswelt wichtigen Bezeichnungen von Strassen, Quartieren und Plätzen weisen auf bestimmte Orte hin. Diese Informationen wurden soweit möglich aus den Transkripten gelöscht. Kaum möglich war dies jedoch, wenn Informationen zu Orten und deren Gegebenheiten nicht explizit benannt wur-

den, sondern eher implizit in einer Aussage vorhanden sind. Dieser Umstand wurde mit den interviewten Personen vor Beginn der Interviews besprochen. Den interviewten Personen wurde freigestellt, ob sie das Interview durchführen möchten oder nicht. Zudem wurde darauf hingewiesen, dass sie das Interview zu jeder Zeit abbrechen dürfen. Alle angefragten Personen liessen sich auf die Interviewsituation ein, keines der Interviews wurde abgebrochen. Die Interviews dauerten zwischen 40 Minuten und zwei Stunden.

### **5.6 Auswertung, Darstellung & Interpretation der Daten**

Die Auswertung der Daten erfolgte in einem ersten Schritt anhand der zuvor gebildeten Hauptkategorien können und müssen; dürfen und sollen; sowie mögen und wollen. In einem zweiten Schritt wurde das so geordnete Datenmaterial der Fälle codiert. Fallübergreifend wurde dann nach ähnlichen Codes gesucht, welche zusammengefasst werden konnten. So entstanden aus den Daten, also induktiv, fünf Subkategorien, anhand welcher verallgemeinernd Strukturen der Lebenswelt Agglomeration aufgezeigt werden können. Es sind dies die folgenden Subkategorien.

1. Wohnform: Die Wohnform fasst Beschreibungen der Besitzverhältnisse der Wohnung respektive des Hauses, in dem die befragte Person lebt, sowie Beschreibungen des institutionalisierten Zusammenlebens mit Mitbewohnenden in der gleichen Wohnung respektive im gleichen Haus zusammen.
  
2. Wohnumfeld: Das Wohnumfeld fasst Beschreibungen des näheren Umfelds in der Siedlung oder im Quartier in seiner physischen und sozialen Beschaffenheit zusammen.
  
3. Öffentlicher Raum: Der öffentliche Raum fasst Beschreibungen eines allgemein zugänglichen, öffentlichen Raums, in dem sich potentiell alle Menschen kennen, zusammen. Auf diesen Raum wurde von den befragten Personen mit Begriffen wie die Stadt, die Gemeinde oder die Gesellschaft verwiesen. Es ist der Raum, an dem Meinungen und Entscheidungen, die die gesamte Stadt betreffen, geformt werden.
  
4. Bildung: Die Subkategorie Bildung fasst Beschreibungen von Bildungsmöglichkeiten zusammen, insbesondere auch jene ausserhalb der Schule. Sie wird von den befragten Personen in allen Subkategorien, also in der Wohnform, im Wohnumfeld und im öffentlichen Raum, als relevant empfunden.
  
5. Zusammenleben: Das Zusammenleben fasst Beschreibungen der Art und Weise, wie die Lebenswelt intersubjektiv gestaltet wird, zusammen. Das Zusammenleben wird ähnlich der Subkategorie Bildung von den befragten Personen in den Kategorien Wohnform, Wohnumfeld und öffentlicher Raum als relevant empfunden.

Das Vorgehen entspricht der qualitativen Inhaltsanalyse nach Flick (1995, S. 164f). Die so er-

arbeiteten Ergebnisse werden zunächst anhand der Fallbeschreibungen im Kapitel 6 und darauf aufbauend im Kapitel 7 anhand der Subkategorien dargestellt. Im Kapitel 8 werden die Subkategorien den im Kapitel 4 vorgestellten Merkmalen der Agglomeration gegenübergestellt und darauf aufbauend drei idealtypische Lebenswelten in der Agglomeration erarbeitet. Dies entspricht der Typenbildung nach Uta Gerhardt (1995, S. 435).



Abbildung 16: Jodlergass.  
Quelle: Eigene Darstellung

## 6. Sechs Bewohnende der Agglomeration

*Um zu verstehen, was sich an Orten ereignet, die wie »Städte« .... Menschen, die alles trennt, zusammenbringen, die sie zwingen, miteinander zu leben, sei es in gegenseitiger Unkenntnis oder wechselseitigem Unverständnis, sei es in latentem oder offen erklärtem Konflikt, samt aller daraus resultierenden Leiden, ist es unzureichend, alle einzelnen Standpunkte isoliert zu erklären. Sie müssen, wie in der Realität selbst, miteinander konfrontiert werden, .... um durch den schlichten Effekt des Nebeneinanderstellens sichtbar zu machen, was aus der Konfrontation der unterschiedlichen oder gegensätzlichen Weltansichten hervorgeht, d.h., in bestimmten Fällen, die Tragik, die aus dem konzeptions- wie kompromisslosen Zusammenprall unvereinbarer, weil gleichermaßen in der sozialen Vernunft begründeter Standpunkte erwächst. (Pierre Bourdieu, 2017, S. 17)*

Ergänzen könnte man das Zitat von Bourdieu noch um die Anmerkung, dass, zumindest theoretisch, auch ein konfliktfreies Zusammenleben vorstellbar ist. Trotzdem knüpft die folgende Darstellung der sechs untersuchten Fälle an dieser Überlegung an. Die sechs Interviews wurden mit Personen geführt, die in Agglomerationsgemeinden wohnen, welche sich in ihrer Morphologie und ihren sozioökonomischen und soziographischen Merkmalen ähneln. Es kann davon ausgegangen werden, dass sich die in der Folge beschriebenen Lebenswelten zum Teil überlagern, sich aber in anderen Teilen unterscheiden und in Teilen gegensätzlich sind. In diesem Kapitel werden nun zunächst die sechs Personen im Sinne von Fallbeschreibungen vorgestellt, bevor im nächsten Kapitel die Gegenüberstellung und Verknüpfung der Fälle erarbeitet wird, anhand welcher die Strukturen der Lebenswelt Agglomeration sichtbar werden.

### 6.1 Zukünftige Ureinwohnerin

Fall 1, in der Folge Manuela genannt, ist in einem Quartier am Stadtrand ihrer Wohngemeinde aufgewachsen. Ihre Eltern sind aus Portugal in die Schweiz eingewandert, als Manuela drei Jahre alt war. Ihre Schwester, die während dem Interview ebenfalls in der Mietwohnung zugegen war, ist in der Schweiz auf die Welt gekommen. Die Eltern haben im Quartier, das von Arbeitersiedlungen der Nachkriegszeit geprägt ist, eine Wohnung gemietet, da diese erschwinglich war.

Also ich bin in dem Quartier aufgewachsen, das Quartier ist ja als das Ghetto Quartier bekannt, nein, es ist ja mega multikulturell, also es hat wirklich alles und das ist für mich, als Kind und ich denke auch für alle, die bei uns im Block waren, war das mega cool, also du hattest wirklich einfach viele Kulturen gehabt und dann hast du, bist du zu den Kollegen essen gegangen, hast du das mal probiert, wirklich alles Essen probiert und es ist ein mega kinderfreundliches Quartier, es hatte wirklich sehr viele Familien, sehr viele mit Migrationshintergrund, weil halt die Wohnung dort damals halt relativ billig waren und halt auch gut für Familien, die gerade in die Schweiz gekommen sind. (Fall 1, Transkript des Interviews)

Manuela erzählt zu Beginn des Interviews von ihrer Kindheit und erinnert sich an das Spielen mit anderen Kindern im Quartier. Sie wusste immer, in welchen Wohnungen man zu Besuch gehen konnte, weil dort befreundete Kinder wohnten.

Die Kinder haben wirklich mega viele Freiheiten gehabt und auch wirklich Grünflächen um zu spielen und es ist auch alles 30er-Zone, was auch halt schon einmal ein bisschen hilft, dass du nicht Angst haben musst um die Kinder, und ich habe das Gefühl,

dass die Leute dort einfach wie lockerer waren, also weisst du, wir sind teilweise so lange draussen gewesen und dann ist irgendwann einmal jemand gekommen und die Eltern haben mal ein bisschen aus dem Fenster geschaut: „Ja, sind noch in etwa alle da“, also es ist viel lockerer gewesen irgendwie. (Fall 1, Transkript des Interviews)

Erst mit der Einschulung in eine Schule ausserhalb des Quartiers hörte Manuela, dass das Quartier eigentlich ein schlechtes Quartier sei.

Dann kommst du in die Sek und dann kommst du in eine der Schulen und bis da verstehst du es gar nicht, dass die Leute vielleicht ein schlechtes Gefühl haben gegenüber dem Quartier, all die Ghetto blocks und so. (Fall 1, Transkript des Interviews)

Die Mietwohnung, die Manuelas Eltern mieteten, gehört einer Immobilienfirma. Die Firma entschied vor ein paar Jahren den Wohnblock zu sanieren und kündigte alle Mietverträge. Manuelas Eltern wären gerne im Quartier geblieben, fanden dann aber in einem nahen Quartier eine Wohnung.

Und dann haben sie eben gefunden: „Ja, ihr müsst suchen, ihr habt ein Jahr Zeit“, und dann haben wir alle gesucht und es ist jetzt nicht ausschlaggebend gewesen in welches Quartier, also ich glaube, hätten meine Eltern im Quartier eine gute Wohnung gefunden, dann wären sie geblieben, also es ist nicht um das gegangen, es ist, ich habe das Gefühl, du hast bei denen, also wir sind definitiv so Unterschicht, also von der Lohnklasse, also ja, du schaust einfach was gut passt, also dass es eine gute Wohnung ist und dass es auch finanziell passt. (Fall 1, Transkript des Interviews)

Dem neuen Quartier fühlt sich Manuela aber nicht so verbunden. Dies insbesondere deshalb, weil sie in der Lehre und später im Studium nur noch wenig Zeit zuhause verbrachte. Sie schätzt aber am neuen Quartier, dass es nahe am Zentrum liegt und gut an den öffentlichen Verkehr angebunden ist. Auch stellt sie fest, dass das Quartier sehr familienfreundlich ist, was sie auf die vielen Genossenschaften im Quartier zurückführt.

Das neue Quartier hat, sind sehr viele Genossenschaften, dass ist gegenüber vorher, glaube ich, ein grosser Unterschied, weil, also hier sind alles Genossenschaften und deshalb hat es hier einfach auch viel mehr Kinder, aber das ist recht ähnlich gewesen, so von der Zusammensetzung her. (Fall 1, Transkript des Interviews)

Manuela plant nun, aus der Wohnung der Eltern aus- und mit ihrem Freund zusammenzuziehen. Sie möchte gerne in ihrer Wohngemeinde bleiben und kann sich gut vorstellen, eine Familie zu gründen. Sie höre zwar oft, dass in ihrer Wohngemeinde keine gute Zukunft möglich sei. Sie sieht dies aber anders.

Ich fände das so cool, wenn ich meinen Kindern das Gleiche bieten könnte wie ich gehabt habe, weil ich finde, ich habe so profitiert davon, dass ich wirklich hier alle Möglichkeiten habe, ich wohne in einer Stadt, wo du doch mega schnell im Wald bist oder am Fluss, also die wirklich noch ein bisschen Natur hat und wirklich nicht nur noch Blocks sind, wo du gar nichts hast, du hast so viele Vereine, so viele verschiedene Leute und das ist so das, was ich mir wünsche eigentlich, dass ich hier bleiben könnte so lang wie es geht und auch Familie hier haben und wirklich so Ureinwohnerin werde,

mal schauen, nein, das wäre schon so mein Wunsch. (Fall 1, Transkript des Interviews)

Manuela ist an der lokalen Politik interessiert und sieht sich manchmal als Vermittlerin zwischen zugewanderten Personen portugiesischer Herkunft und der heimischen Wohnbevölkerung. Zu beiden hat sie Zugang. Einen Teil der Probleme und Herausforderungen, die sie in ihrer Wohngemeinde sieht, führt Manuela auf das schnelle Wachstum zurück. Sie möchte sich dafür engagieren, dass die Bewohnenden ihrer Wohngemeinde mehr miteinander in Kontakt kommen und ein Zusammenleben entsteht.

## 6.2 Gemeinshafterin

Anna, so wird Fall 2 in der Folge genannt, ist in ländlich geprägter Umgebung in einem anderen Kanton aufgewachsen.

Ich habe gefunden, wenn ich ausziehe von Zuhause, dann gehe ich nicht nach St. Gallen, das ist viel zu nahe, dann kann ich gerade so gut zuhause bleiben, und ich habe in eine Stadt gewollt und Winterthur ist damals gar nicht in Frage gekommen, jetzt würde ich nach Winterthur, damals habe ich gefunden, ich will nach Zürich. (Fall 2, Transkript des Interviews)

Nach einigen Jahren in Zürich zogen Anna und ihr Freund in eine Hausgemeinschaft in ihrer jetzigen Wohngemeinde. Das Quartier ist von Arbeitersiedlungen der Nachkriegszeit geprägt, hat aber auch Ein- und Mehrfamilienhäuser. Anna kannte damals die Gemeinde nur aus den Verkehrsmeldungen.

Als wir hierhergekommen sind hat ja die Gemeinde eigentlich nicht wirklich eine Rolle gespielt, also wir haben einfach das Gefühl gehabt, es muss irgendwo eine Wohnung sein, aber wo die ist, ist eigentlich egal und diese Gemeinde habe ich nicht gekannt, also kennt man von den Verkehrsmeldungen aus dem Radio, und ansonsten ist es eigentlich egal gewesen, wo wir hingehen, es ist mehr die Wohnform gewesen, die cool gewesen ist. Und weil das Quartier so ein bisschen weiter weg ist, ist die Wohngemeinde am Anfang auch gar nicht relevant gewesen, sondern wir sind eigentlich hier gewesen und sind halt von hier aus arbeiten gegangen. (Fall 2, Transkript des Interviews)

Bald nach dem Umzug kam Annas erste Tochter zur Welt. Mit der Tochter veränderte sich der Radius, in dem sich Anna bewegte, wodurch sie mehr Menschen in der Wohngemeinde kennenlernte.

Danach, mit den Kindern, haben wir halt angefangen Leute kennenzulernen, also als sie klein gewesen sind auf dem Spielplatz und danach in der Schule, dadurch bist du so ein bisschen vernetzter geworden. (Fall 2, Transkript des Interviews)

Allerdings sind die meisten Angebote, die Anna in dieser Zeit zu nutzen begann, im Zentrum der Gemeinde. Sie erwähnt insbesondere die Bibliothek und die Freizeitanlage. Diese Angebote haben sich in den letzten Jahren aus Annas Sicht positiv entwickelt und wurden um weitere Angebote ergänzt. Anna äussert die Hoffnung, dass ihre Kinder aus der Hausgemeinschaft ausziehen, bevor das Haus abgerissen wird oder sie ausziehen müssen. Für sich selbst scheint es aber

nicht von zentraler Bedeutung zu sein, in der Wohngemeinde bleiben zu können. Die Aussage relativiert Anna allerdings später ein wenig, weil sie in den Jahren, in denen sie nun in der Wohngemeinde wohnt, doch einige Netzwerke hat aufbauen können.

Also ich finde es eigentlich cool, dass wir ein bisschen vernetzt sind, weil das ist eigentlich was ich immer vermisst habe, seit ich Zuhause weg bin. Ich meine, ich habe dort so viele Leute gehabt und bin in so vielen Vereinen gewesen, wo ich eigentlich, immer alles finde, wenn ich etwas, der weiss das oder der hat das, in der Schreinerei und der hat das und ich kann wie anklopfen gehen und man kennt diese Leute und das musst du dir ja wie neu aufbauen hier und ein Stück weit haben wir das so ein bisschen, jetzt, das würde man dann wieder verlieren, aber das kann man ja wieder aufbauen. (Fall 2, Transkript des Interviews)

Was Anna in der Wohngemeinde und im Quartier auffällt, ist eine Trennung zwischen der migrantischen und der heimischen Bevölkerung. Dies überrascht sie umso mehr, als dass ihre Kinder in der Schule mit vielen anderen Kindern in Kontakt kommen.

Was wir uns immer einmal wieder überlegen ist dieses Verhältnis von Schweizern und Ausländern, es gibt nicht wirklich eine Durchmischung, nirgends, auch in der Schule nicht. Unsere Kinder und auch die anderen schweizer Kinder haben hauptsächlich mit den anderen schweizer Kindern Kontakt und die anderen unter sich und es gibt, also eben, es gibt keine Durchmischung und das ist mega komisch. Auch in der Jubla [Jugendorganisation der katholischen Kirche] hat es praktisch nie jemanden dabei oder in der Pfadi [Pfadfinderbewegung] glaube ich auch nicht, all diese Sachen sind irgendwie nicht so gut besucht von Ausländerkindern. (Fall 2, Transkript des Interviews)

Auch an kulturellen oder informativen Anlässen der Wohngemeinde nehmen fast nur Schweizerinnen und Schweizer teil. Eine Ausnahme bilde aber das Foodfestival.

Ich meine, in die Jubla gehen unsere Kinder auch weil wir das gemacht haben, weil man das so ein bisschen kennt und dann trifft man halt die gleichen Leute dort wieder und an den Kulturveranstaltungen sind auch immer die gleichen Personen, ausser so das Foodfestival, dort hast du auf einmal andere Personen gesehen, da hast du wirklich Leute gesehen, die du noch nie gesehen hast, die halbe Stadt war draussen, es ist mega gut besucht gewesen. (Fall 2, Transkript des Interviews)

Für sich selbst wünscht sich Anna, sollte sie einmal wegziehen, mehr Nähe zur Natur, vielleicht eine Wohnung oder ein Haus in eher ländlicher Umgebung, jedoch auch in Nähe zu anderen Menschen, um in einer Gemeinschaft eingebunden zu sein.

### **6.3 Familienmensch**

Person 3, in der Folge Gabriela genannt, ist ihrer Wohngemeinde aufgewachsen. Gemeinsam mit ihrem Mann, welcher in der gleichen Gemeinde aufgewachsen ist, hat sie über bekannte Personen vor etwa zehn Jahren ein passendes Reiheneinfamilienhaus gefunden, in dem sie mit ihrer Familie wohnt.

Wir sind auf der Suche nach einem Häuschen oder einer Parterrewohnung gewesen und haben dann Kollegen gehabt, die hier im Quartier aufgewachsen sind

und haben gefunden, das wäre eigentlich so ein schönes Quartier, um zu wohnen. Und wir haben das auch den Leuten erzählt, die hier wohnen, und sind dann wie über diese Leute zu einem leeren oder zu einem freierwerdenden Häuschen gekommen, ohne Mitkonkurrenten, das ist natürlich sehr angenehm gewesen und wir sind dann hierhergezogen. (Fall 3, Transkript des Interviews)

Das Quartier liegt nahe am Zentrum der Wohngemeinde und ist von einer Reihenhaussiedlung aus den 70er Jahren geprägt. Es gibt jedoch auch verschiedene neuere und ältere Mehrfamilienhäuser im Quartier. Zuvor hat Gabriela in anderen Quartieren der Wohngemeinde gewohnt.

Also ich habe die Stadt immer sehr als bereichernd empfunden. Ich habe im Quartier am Hang oben gewohnt, bis 12, auch in einem Einfamilienhaus, wir sind dort aber zur Miete gewesen, und dort ist es wirklich ein ganz tolles Quartier gewesen, mit gleichaltrigen Kindern, mit denen wir wirklich auf der Strasse gespielt haben, das ist wirklich so das Traumquartier gewesen, und dann mit 12, das war aber in Ordnung, sind wir hier runter gezogen in eine Viereinhalbzimmerwohnung, ich habe zwei Brüder, die älter sind als ich und das ist für mich auch in Ordnung gewesen, irgendwie habe ich das Gefühl gehabt, auch eine Wohnung ist gut. (Fall 3, Transkript des Interviews)

Gabriela war als Kind in verschiedenen Vereinen engagiert und hatte vor allem Freundinnen und Freunde aus diesen Vereinen. Die Schulzeit hat sie positiv in Erinnerung: „Gerade jetzt bin ich mit zwei Kolleginnen daran ein Treffen zu organisieren für die Unterstufe, wir haben also gefunden, das ist mit Abstand die tollste Klasse gewesen“ (Fall 3, Transkript des Interviews). Gabriela findet, ihre Wohngemeinde sei ein Stück weit ein Dorf geblieben.

Ich habe das Gefühl, es ist immer noch so ein bisschen das Dorf, also wenn du hier aufgewachsen bist kennst so viele Leute und bewegst dich wirklich auch erstaunlich in dem Umfeld drin und ja, manchmal staunst du auch, wenn du einmal wo anders hingehst: „Ah, es hat doch auch noch diese Leute oder andere Leute“, du bewegst dich schon auch sehr stark so in deinem Umfeld. (Fall 3, Transkript des Interviews)

An ihrem Quartier schätzt Gabriela, dass es ein familienfreundliches Quartier ist. Die Reihenhaussiedlung wurde auf Familien ausgelegt, wobei inzwischen viele Kinder ausgezogen sind und die Eltern in den Reihenhäusern bleiben. Deshalb findet Gabriela, es dürfte wieder mehr Kinder im Quartier haben. Die gemeinsam genutzten Flächen und Räume der Siedlung werden von einer Siedlungsgenossenschaft verwaltet. Dadurch ist der Kontakt zu den Nachbarn in Teilen institutionalisiert.

Es ist genossenschaftlich, obwohl es Eigentümshäuser eigentlich sind, es hat einen Vorstand und wir haben zweimal im Jahr eine Quartier-Aktion, wo wirklich alle mitarbeiten, gemeinsam gärtnern und kochen und zusammen sind und wo auch die Nachbarschaft sehr gepflegt wird, auch nicht mehr so wie früher, aber trotzdem immer noch. Und es gibt wirklich auch so ein bisschen eine Identität auch im Quartier, oder, man kennt sich mehrheitlich, weil man sich schon einmal, zweimal im Jahr offiziell trifft. Das ist wirklich sehr bereichernd und schön, dass das klappt, so genossenschaftlich. (Fall 3, Transkript des Interviews)

Diese Art des gemeinschaftlichen Zusammenlebens hat Gabriela in keinem anderen Quartier er-

lebt, in dem sie gewohnt hat. Sie führt dies auf die Bebauungsart und die Organisationsform im jetzigen Quartier zurück.

Also ein anderes Quartier, das gleich funktioniert, gibt es, glaube ich, wirklich wie nicht. Also das Gute ist wirklich, dass halt alles relativ eng aufeinander ist, mit diesen Reiheneinfamilienhäuser, ich denke gerade im Quartier am Hang, wo ich aufgewachsen bin, dort ist schon viel anonym oder, weil du bist wie weiter weg, du hast wie deinen eigenen Garten, es ist wie viel weniger Gemeinschaft da. Ich bin dann nach unten gezogen, von 12 bis 20 bin ich hier gegenüber gewesen, dort ist wie gar kein Quartierleben, also da hast du einfach im Block gewohnt und, ja ist eigentlich nichts gewesen, also dort ist auch wie gar nichts an Quartierleben gewesen und darum, also der Wert von einem Quartierleben ist schon sehr gross, denke ich. (Fall 3, Transkript des Interviews)

Gabriela fühlt sich in ihrer Wohngemeinde zuhause und sieht viele positive Entwicklungen. Sie hat dadurch immer weniger das Gefühl, sich für ihren Wohnort rechtfertigen zu müssen. Früher habe sie ihre Wohngemeinde oft schönreden müssen. Gabriela sieht aber auch einige negative Aspekte. Gerade die Integration sei für die migrantische Bevölkerung schwierig, weil in vielen Quartieren kaum Schweizerinnen und Schweizer wohnen würden. Dass dies so ist, führt sie unter anderem auf die Geschlossenheit einzelner Quartiere zurück. Im eigenen Quartier sei zum Beispiel ebenfalls keine Integration möglich, allerdings weil kaum Personen ohne schweizer Staatsbürgerschaft im Quartier wohnen.

Ich meine hier im Quartier kann auch keine Integration stattfinden, weil es sehr wenige Ausländer hat, oder, innerhalb vom Quartier, also es hat ein paar wenige, aber die sind natürlich auch gut gestellt. Es ist dann natürlich auch ein Nachteil, wenn du jetzt so wie in einem guten Quartier wohnst, dass du dich dann wirklich auch getraust, in andere Quartiere zu gehen und diese Kontakte zu finden und zu leben. (Fall 3, Transkript des Interviews)

Gabriela engagiert sich als Tagesmutter. Mitten im Gespräch klingelt es an der Türe. An der Türe ist eine Mutter, die ihre Tochter zu Gabriela bringt.

Das kam jetzt sehr spontan, eigentlich käme sie von eins bis fünf und heute zum letzten Mal, aber in gewissen Schichten muss man sehr spontan sein und flexibel, jetzt hat sie gerade angefragt, ob sie dann nach den Ferien spontan sich manchmal melden könnte, wenn es ihr gerade irgendwie, genau, da merkst du es wirklich, dass ganz viele kein soziales Netz haben in der Umgebung, im Quartier, wo sie einfach anklopfen können irgendwie: „Hey, kannst du schauen? Es geht mir gerade nicht so gut“, das ist wirklich, was extrem fehlt. (Fall 3, Transkript des Interviews)

Gabriela lebt selber gerne in ihrer Wohngemeinde und in ihrem Quartier und würde nicht umziehen wollen. Sie sieht Egoismus als eines der grossen Probleme der Gesellschaft und engagiert sich für ein gelingerendes Zusammenleben.

#### **6.4 Oberdörfler**

Stefan, so wird Fall 4 in der Folge genannt, hat sein ganzes Leben in seiner Wohngemeinde verbracht. Er wohnt in einem Mehrfamilienhaus, in welchem die anderen Teile von seinen Kindern

und Kindeskindern bewohnt sind. Er bezeichnet sich selbst als Ureinwohner: „Ja, also ein alter Bewohner noch, wenn ich alte Bewohner sehe, dann haben wir den Plausch, weil wir eben alte Bewohner sind oder, ja, Ureinwohner, kannst du sagen“ (Fall 4, Transkript des Interviews). Stefan ist im Oberdorf aufgewachsen und hat nie in einem anderen Quartier gewohnt; „Im Oberdorf aufgewachsen, hier oben, immer hier oben gewesen eigentlich, also im ältesten Haus, ich bin in einem der ältesten Häuser, das haben wir gekauft, wo wir hier wohnen“ (Fall 4, Transkript des Interviews). Das alte Dorf bestehe aus zwei Teilen, dem Ober- und dem Unterdorf: „Unterdorf und Oberdorf, das besteht immer noch, aber dass ist immer noch aus der Sicht von den alten Dorfbewohnern“ (Fall 4, Transkript des Interviews). Rundherum seien dann über die Jahre viele zusätzliche Quartiere entstanden. Das Oberdorf hat sich aus Stefans Sicht aber nicht gross verändert.

Das Oberdorf, hat sich verändert, es hat Neubauten gegeben rundherum, oder, die du jetzt auch zum Oberdorf zählst, wenn man das auch dazuzählt, aber im Oberdorf selber, der Kern ist eigentlich im Oberdorf, ist eigentlich hier, da kannst du sagen, das ist das Oberdorf und das hat sich eigentlich nicht so riesig gross verändert, eine Beiz, die nicht mehr ist da vorne, das hat sich früher um Beizen gedreht natürlich, dass ist das Zentrum gewesen oder, ja aber damals hat sich das so, sind die Beizen das Zentrum gewesen, ein Punkt, wo man sich getroffen hat so und das alte Oberdorf, ja, da kannst du nicht sagen, es hat sich gross verändert. (Fall 4, Transkript des Interviews)

Die Quartiere aus der Nachkriegszeit sind für Stefan weit weg. In ähnlicher Weise sieht Stefan keine Verbindung zu den neuen Arealüberbauungen. Das Thema des Zusammenlebens beschäftigt Stefan aber. Gerade in seiner Wohngemeinde, mit dem hohen Anteil an Bewohnenden ohne schweizer Staatsbürgerschaft, stelle sich diese Frage dringlich.

Das ist das Zusammenleben der verschiedenen Charaktere. Ein Nigerianer ist anders, ist auch anders aufgewachsen, hat ein anderes, weisst du, die haben ein anderes Verhältnis zum Leben, zur Familie, zum Staat, und wenn die alle hierher kommen, dann muss das ja alles irgendwie kanalisiert werden, die haben einen anderen Standpunkt heute, die haben eine andere Einstellung, die haben ein anderes Leben gehabt, die haben eine andere Erfahrung gemacht mit dem Staat, ist ja extrem schwierig nämlich, das ist gar nicht so einfach, wenn man immer sagt, man muss integrieren und so, du musst wissen woher sie kommen, wie sind sie dort gewesen, was haben sie dort für Verhältnisse. (Fall 4, Transkript des Interviews)

Stefan würde nicht aus seinem Quartier wegziehen. Die Naherholungsgebiete und das nahe Stadtzentrum tragen für ihn viel zu einem lebenswerten Quartier bei. Landbesitz führt gemäss Stefan in der Tendenz aber auch zu Abgrenzung: „Aber es ist natürlich immer die Tendenz, das ist auch bei mir, das ist meins hier und wenn du kommst und den Wagen hinstellst dann gehe ich raus und sage, dass das meins ist“ (Fall 4, Transkript des Interviews). Wichtig sei deshalb auch, dass die Menschen gemeinsam Herausforderungen anpacken.

Ich glaube es schon, weisst du, solange du Leute hast, es kommt auch darauf an, hast du Leute, die mitmachen, du kannst nicht irgendwelche Ideen haben, die nicht umsetzbar sind, die Gugus sind, wo sich der Einzelne profilieren will, vielleicht, aber ansonsten ist es, geht es darauf hinaus, dass du normal lebst, du lebst normal, bist ein bisschen fair den anderen gegenüber,

machst keinen Seich oder, zahlst immer ein bisschen Steuern oder, weil es geht ja nicht anders oder, weisst du, wenn alle eine bisschen sauber leben, einfach ein bisschen fair sein allen gegenüber. (Fall 4, Transkript des Interviews)

Stefan ist es ein Anliegen, dass die Menschen miteinander sprechen: „Es kommt auf die Einstellung an, sieht einer die Probleme auch und auch für die anderen, die dagegen sind, es geht einfach darum, man muss sprechen miteinander, es geht nicht anders“ (Fall 4, Transkript des Interviews).

### **6.5 Realistische Träumende**

Adnan lebt mit seiner Frau Sara und ihren drei Kindern in einem von Arbeitersiedlungen der Nachkriegszeit geprägten Quartier in einer Mietwohnung. Während dem Interview ist die ganze Familie anwesend, es wird Tee und Gebäck serviert. Sara bringt sich immer wieder in das Interview ein und ergänzt oder widerlegt die Antworten von Adnan. Fall 5 wird deshalb je nach dem als Sara oder Adnan bezeichnet. Das Gespräch dauert insgesamt über zwei Stunden. Sara beginnt etwa in der Mitte des Gespräches damit, die Kinder ins Bett zu bringen. Diese würden aber lieber weiter zuhören.

Adnan: Ja, ich bin hierher in 2007 gekommen, also ich habe Wohnung gesucht, weil dort habe ich mit meiner Schwester gelebt und dann sie hat Freund gehabt, sie haben heiraten wollen und ich habe gedacht, ich lasse sie in Ruhe, ich suche eine andere Wohnung, in der Nähe, weil, Einkaufszentrum, die Umgebung, die ich kenne, ist wichtig, ich kann nicht irgendwo in Bern gehen oder Genf oder auch Rapperswil, das ist schön dort leben gehen, aber das ist für mich weniger wichtig als die Umgebung, die ich kenne, und deswegen habe ich da eine Wohnung bekommen, habe ich schön gefunden, auch die grüne Wiese da, günstig ist auch, das ist auch sehr wichtig. (Fall 5, Transkript des Interviews)

Das Quartier, in dem Adnan und Sara wohnen, gilt als sehr lärmbelastet. Daran stört sich Adnan aber nicht. Ihm gefallen ruhige Tage nicht.

Adnan: Es ist schön und ich finde, da passt man besser hin, weil es lärmig ist, ich habe drei Kinder, aber auch ohne Kinder, wie gesagt, ich bin Hobbymusiker, ich lebe anders, ich bin nicht so stumm und in Ruhe, das mag ich nicht gerne, also, wenn ich einen halben Tag in Ruhe verbringe, dann ist für mich irgendwie Trauertag oder Erholungstag, aber der nächste Tag muss anders sein, also nicht mega Lärm und so, aber lebhaft, nicht so wie gefangen oder allein. (Fall 5, Transkript des Interviews)

Adnan mag an seiner Nachbarschaft, dass man sich kennt und miteinander spricht. Er beschreibt, wie er manchmal einen zusätzlichen Parkplatz für Besuch braucht, weil es keine Besucherparkplätze gibt. Falls dann jemand anders diesen Parkplatz braucht, werde nicht einfach der Verwaltung geschrieben, was zu einer Busse führen würde. Vielmehr wird gemeinsam geschaut, wie die Situation für alle befriedigend gelöst werden könne. Ähnliches erzählt er von der Art und Weise, wie die Waschmaschine im Keller verwendet wird. Auch ansonsten beschreibt Adnan eine lebendige Nachbarschaft.

Adnan: Es gibt auch hier alte Leute, beim anderen Eingang ist eine Frau, lie-

be Frau, wir verbringen ab und zu Stunden miteinander, am Reden, wie Kinder damals gewesen sind, wie sie aufgewachsen sind und was haben sie damals gemacht hat, sie kommt ursprünglich aus Österreich, aber sie ist lange in der Schweiz und sie hat einen Schweizer geheiratet. Dann sagen wir: „Ich bin im Kosovo so und so gewachsen, wir haben dort solche Häuser, wir haben das und dies, unsere Tradition und so“, und sie erzählt auch von sich selbst, das finde ich schön, also wirklich. (Fall 5, Transkript des Interviews)

Auch das Quartier gefällt Adnan eigentlich gut. Insbesondere schätzt er die Nähe zum Zentrum der Wohngemeinde, von wo er schnell in Zürich oder im Einkaufszentrum ist, welches er als sein zweites Zuhause beschreibt. Adnan stört sich aber daran, dass die Schule weit weg und auf der anderen Seite einer grossen Strasse liegt. Könnte er eine Wohnung näher an der Schule mieten, würde er einen Umzug in Betracht ziehen. Adnan hofft, dass die Kinder in der Schule erfolgreich sein werden, damit sie später mehr erreichen als er. Sowohl er als auch Sara wünschen sich mehr Platz für die Kinder, damit diese draussen spielen können.

Adnan: Die Vorstellung ist für mich, dass die Kinder möglichst viel erreichen in der Schule, dass sie nicht so wie ich bleiben, ich bin ja nicht schlecht, aber man kann viel besser das Leben organisieren und viel mehr erreichen und das wünsche ich, dass meine Kinder das erreichen und wir schauen, wie können wir das erreichen und zweitens wäre es irgendwann möglich, würde ich mir Haus kaufen und dort noch freier Leben.

Sara: Haus kaufen, das ist einfach ein Traum, der vielleicht nach hundert Jahren Arbeit, das ist jetzt unmöglich, erstens, weil wir nicht sparen können und zweitens, weil wir wenig verdienen für das was wir träumen, also, also ich träume nicht davon, weil ich bin realistisch, ich träume gar nicht von einem Haus kaufen, ich wünsche mir, dass wir irgendwie eine gute Wohnung hier finden können, Parterrewohnung, mit Kindern, bis sie gross sind, danach werden sie wahrscheinlich von selber ausziehen oder, aber bis sie gross sind, dass sie können ein bisschen freier Leben und ein bisschen mehr mit Natur verbunden, also, dass sie mehr nach draussen können. (Fall 5, Transkript des Interviews)

Sara kommt im Verlauf des Gesprächs mehrmals auf ihre Wünsche zu sprechen. Es sei schwierig, Arbeit und Kinder unter einen Hut zu bringen und deshalb auch kaum möglich, Wünsche als Ziele zu nehmen.

Sara: Also, mein Mann sagt immer: „Hey, diesmal ist so und so viele Millionen im Lotto“, dann sage ich: „Ja, willst du Lotto spielen?“, sagt er: „Ja vielleicht, wer weiss, Chancen muss man probieren“, sage ich: „Ja, ich glaube, also ich habe deine Lösung, du hast schon Lotto gewonnen, du hast mich und meine Kinder und das ist Lotto und ich habe auch dich und das ist auch mein Lotto und das ist alles.“ Ich brauche gar nicht mehr, arbeiten müssen wir so wie so und dass wir gesund sind, ist auch irgendwie Lotto, weil ich meine, wenn du Geld hast macht dich auch nicht gesund, also bin ich glücklich und solange wir gesund sind arbeiten wir so und leben so knapp unter dem mittleren Standard, aber ja, ist nicht so schlimm, wir können uns noch, noch, dieses Jahr noch leisten, einmal in Kosovo in die Ferien zu gehen und einmal eine Woche nach Türkei, das ist sehr knapp, aber wir können uns das noch leisten. Also, wenn wir jetzt noch mehr haben wollen, müsste ich jetzt mehr

arbeiten, weil ich verdiene ein bisschen mehr als er, dann würden wir vielleicht schon ein bisschen besser durchkommen, aber so lange Kinder so klein sind, ist es eben auch nicht gut, dort und da bringen oder was auch immer, Tante, Cousinen, Kolleginnen und so. Darum jetzt momentan arbeite ich wenig und dann sind wir einfach extrem knapp und für die Zukunft wird es wahrscheinlich nur noch enger und nur noch schwieriger, es ist wirklich extrem eng vom Budget her, wirklich. Auf jeden Fall, es ist schwierig, ein bisschen zu träumen für die Zukunft, also ein bisschen kann man schon, aber es ist schwierig zu träumen für die Zukunft oder Ziele zu setzen oder Wünsche noch als Ziele zu nehmen.. (Fall 5, Transkript des Interviews)

Adnan beschreibt zuletzt, wie er sich früher für seine Herkunft rechtfertigen musste. Das Bild, dass die Öffentlichkeit über Personen aus Albanien hat, habe sich aber langsam geändert. Wichtig seien dabei erfolgreiche Personen wie Rita Ora (Sängerin) oder Xherdan Shaqiri (Fussball-Profi) gewesen. Gleichzeitig hätten auch sie sich innerhalb der Familie und der Verwandtschaft mit neuen Themen auseinandersetzen müssen.

Adnan: Ja eigentlich, wie gesagt, wir sind stolzes Volk, wir sind sehr schnell zufrieden und auch mit unserer Mentalität und unseren Traditionen sind wir eigentlich zufrieden, es gibt aber Sachen, wo ich streng dagegen bin und mache ich selber nicht und versuche auch, andere zu beeinflussen, dass das wirklich nicht so sein soll. (Fall 5, Transkript des Interviews)

Sara und Adnan gefällt das Leben in ihrer Nachbarschaft. Hier finden sie alles, was sie suchen. Adnan sagt: „Das Leben in Gesellschaft, die Freude fürs Leben, die Toleranz miteinander, das sind Sachen, die wir schön finden.“ (Fall 5, Transkript des Interviews)

## **6.6 Zukünftiger Familienvater**

Thomas, so wird Fall 6 in der Folge genannt, zog aus der Kernstadt Zürich zusammen mit seiner Freundin in eine Mietwohnung in einer Arealüberbauung, die in den letzten zehn Jahren erbaut wurde. Die vorherige Wohnung wurde zu klein für das Paar. Für ihn war es wichtig, einen kurzen Arbeitsweg zu haben und nahe an der Kernstadt Zürich zu wohnen.

Ich habe das Quartier eigentlich schon länger im Auge gehabt, weil mir hat das gefallen, dass hier alles relativ neu ist, also es ist ja wirklich alles neu aus dem Boden gestampft worden und das habe ich eigentlich noch recht spannend gefunden. Also ich habe eine Eineinhalbzimmerwohnung gehabt und dort habe ich mit meiner Freundin zusammengewohnt und das ist dann doch sehr eng geworden, dann haben wir halt angefangen zu schauen. (Fall 6, Transkript des Interviews)

Thomas mag das Quartier, in dem er wohnt, auch wenn er wenig Kontakt zu seinen Nachbarinnen und Nachbarn hat. Sein Freundeskreis ist eher nach Zürich orientiert, weshalb er sein Quartier oft auch als den neuen Stadtteil Zürichs bezeichnet.

Es ist einfach einen neues modernes urbanes Quartier, es ist halt wirklich alles sehr neu, aber ich würde sagen, es ist jetzt nicht so wahnsinnig belebt und es ist sehr anonym, ich muss jetzt sagen, ich schätze es jetzt auf eine Art noch, ich persönlich bin jetzt nicht der Typ, der mit den Nachbarn noch eins trinken gehen muss und riesen Gemeinschaft, also mir kommt es jetzt noch entgegen, aber ich denke

für einen Aussenstehenden kann diese Atmosphäre ein bisschen kühl und künstlich wirken und dadurch, dass so viele Gewerbeflächen zur Vermietung stehen, schon seit Jahren, ist das glaube ich auch nicht förderlich für so ein bisschen ein lebendiges Miteinander, ja, ich sage einfach immer, das ist der neue Stadtteil von Zürich, wenn ich das erklären muss. (Fall 6, Transkript des Interviews)

Für Thomas ist denn auch die Stadtgrenze nicht zu erkennen. Es sei ein fließender Übergang aus der Kernstadt hinaus in die anliegenden Gemeinden. Wenn bekannte Personen zum ersten Mal zu Besuch kommen, hätten sie aber oft ein negatives Bild vom Quartier. Dies ändere sich, sobald sie die Wohnung und die Aussicht aus der Wohnung sehen.

Meine guten Freunde wohnen eigentlich alle in der Stadt Zürich, also wirklich so Kreis Vier oder Fünf und denen würde es wohl nie in den Sinn kommen hierher zu ziehen, wobei, wobei es täuscht also der erste Eindruck, wenn ich erzähle ist sehr negativ und sobald sie zum ersten Mal hier waren sind sie eigentlich positiv überrascht, muss ich sagen. (Fall 6, Transkript des Interviews)

Thomas selber schätzt insbesondere auch, dass alle wichtigen Dienstleistungen im Quartier vorhanden sind und er diese zu Fuss erreichen kann.

Also, was ich auch sehr schätze sind natürlich die Einkaufsmöglichkeiten, also jetzt gerade hier ist ja alles in unmittelbarer Nähe, die Post ist auch noch gerade hier, ich muss nicht weiss ich wo hin fahren, das schätze ich schon extrem, weil, ja ich schaue, dass ich so wenig wie möglich das Auto nehmen muss und hier kann ich alles zu Fuss erledigen, im Geschäft bin ich in sieben Minuten mit dem Velo, also das ist für mich ein bisschen Lebensqualität. (Fall 6, Transkript des Interviews)

So gefällt Thomas das Leben im Quartier eigentlich gut. Mit seiner Freundin erwartet er ein Kind. Mit Familie werde es dann wohl eng in der Wohnung, weshalb Thomas auch schon daran gedacht hat, eine neue Wohnung zu suchen.

Ja, also wir bekommen aktuell jetzt dann bald ein Baby und ja, ich meine mit ein, zwei kleinen Kindern geht es sicher in der Dreieinhalbzimmerwohnung und irgendwann müssten wir dann schon eine grössere Wohnung haben, das ist dann mit dem Preis, glaube ich, recht schwierig hier, irgendwann wird es einfach recht teuer, wir sind jetzt hier im Hochparterre, das ist logischerweise die günstigste Wohnung und, blöd gesagt, jeden Stock, den du nach oben gehst, zahlst du 100, 200 Franken mehr, einfach nur wegen der Aussicht und dann eben würde noch ein Zimmer dazukommen, das noch mehr ist, ja, also der Preis, ich habe mich jetzt noch nicht so extrem auseinandergesetzt, aber ich kann mir vorstellen, dass der Preis, dass, wenn er zu hoch ist für eine Viereinhalber, dann ein Grund wäre, um dann vielleicht irgendwo anders etwas zu suchen, aber meine Freundin, ich weiss nicht ob ich sie je von hier wegbringen würde, weil sie ist mega begeistert, obwohl sie eben auch sehr skeptisch gewesen ist am Anfang und ansonsten, eben, von wegen Schule und so weiter ist jetzt eigentlich auch nicht so schlecht, also, ich glaube jetzt, wenn ich meine Kinder hier aufwachsen sehen wollte, könnte ich mir das gut vorstellen, ja. (Fall 6, Transkript des Interviews)

Im Quartier werden momentan die letzten Parzellen bebaut. Ansonsten hat sich das Quartier aus

Thomas sieht nicht gross verändert. Er habe miterlebt, wie andere Quartiere langsam verkommen seien. Dies befürchtet er aber in seinem jetzigen Wohnquartier nicht.

Ich habe einfach eine Horrorvorstellung immer gehabt und zwar, wo ich aufgewachsen bin, da hat das Nachbardorf, hat auch so, in den 70er oder was, haben die auch so eine riesen Überbauung hingeknallt, mit ganz vielen Häusern und so weiter, das hätte auch sehr modern wirken sollen, nur das ist dann mit der Zeit extrem verkommen, also es ist wirklich nicht schön gewesen und das ist eigentlich wie so das Negativbeispiel gewesen für so modernen Wohnraum und das ist meine einzige Befürchtung, aber dadurch, dass es hier ja Eigentums- und Mietwohnungen, glaube ich, vermischt sind, will man dem ja ein bisschen entgegenwirken und ich habe auch das Gefühl, also ich glaube nicht, dass es ghettomässig wird hier, weil, ja, die Wohnungen sind nicht so günstig und darum habe ich das Gefühl, dass der relativ hohe Lebensstandard auch behalten wird. (Fall 6, Transkript des Interviews)

Thomas sieht Potential für mehr nachbarschaftliche Aktivitäten im Quartier. Allerdings möchte er sich nicht unbedingt dafür einsetzen. Dies könne sich aber vielleicht verändern, sobald das Kind hier sei.

Ja ich meine, ich glaube man kann sehr viel machen, wenn man aktiv dahinter ist, aber ich bin nicht sehr aktiv, weiss nicht wie es dann ist mit dem Kind, ob man sich dann allenfalls mehr beteiligt, so ein bisschen am sozialen Leben, aber im Moment bin ich so, sind wir eher ein bisschen für uns, aber ich glaube, wenn der Wille da ist und der Ansporn kann man auf jeden Fall viel machen. (Fall 6, Transkript des Interviews)

Thomas glaubt nicht, dass die Menschen in seiner Nachbarschaft unbedingt Kontakt mit anderen Bewohnenden des Quartiers haben wollen. Ein Nachbar habe einmal einen Anlass für alle Mietenden im Haus organisiert, daran haben aber nur wenige Personen teilgenommen. Insgesamt findet Stefan im Quartier alles, wonach er sucht. Er ist deshalb mit seinem Wohnumfeld zufrieden.



Abbildung 17: Balkon im Grünen.

Quelle: Eigene Darstellung

## 7. Strukturen der Lebenswelt Agglomeration

*«Bemerkenswert», sagt von Aesch, «ist aber, dass italienische Secondos, die hier aufgewachsen sind, ein Heimatgefühl für Schlieren empfinden.» Diese Heimweh-Schlieremer haben einige der Wohnungen bezogen, die in den letzten Jahren in grosser Zahl entstanden. Für den Rückkehrer von Aesch hingegen ist Schlieren ein Stadtquartier. Von Zürich, versteht sich. «Ich bin schnell weg von hier.» In 10 Minuten ist er am Hauptbahnhof und in einer Viertelstunde am See. Ja, er ist ein urbaner Mensch. (Matthias Daum und Paul Schneeberger, 2013, S. 175).*

Die historische Entwicklung der Agglomerationsgemeinden ist tatsächlich bemerkenswert. In den vorhergehenden Kapitel wurde, aufbauend auf Überlegungen zur Lebenswelt und zur Struktur eben dieser, aufgezeigt, wie aus verschiedenen Perspektiven verschiedene Merkmale der Agglomeration zutage treten. Anhand der Beschreibungen der sechs Fälle wurden diese Perspektiven nun um subjektive Wahrnehmungen der Bewohnenden der Lebenswelt Agglomeration ergänzt. Es wird von unerfüllten Wünschen, belastenden Pflichten und ungenügenden Mittel, aber auch von guter Nachbarschaft, von Verwurzelung in der Gemeinde und von Engagement für das Zusammenleben erzählt. Die Beschreibungen der sechs Fälle im vorhergehenden Kapitel macht also zunächst subjektive Wahrnehmungen der Lebenswelt Agglomeration sichtbar. In der Folge geht es nun darum diese Beschreibungen untereinander zu verknüpfen. Dadurch werden nach und nach die Struktur der Lebenswelt sowie die rekursive Bedingung von Struktur und Lebenswelt sichtbar. Dies geschieht anhand der entwickelten Subkategorien Wohnform, Wohnumfeld, öffentlicher Raum, Bildung sowie Zusammenleben, in welchen die leitenden Hauptkategorien können und müssen, dürfen und sollen sowie mögen und wollen untereinander in Beziehung gesetzt werden.

### 7.1 Wohnform

Die Wohnform wird insbesondere durch Mittel und Raumanprüche strukturiert. Die interviewten Personen haben Wünsche und Ziele in Bezug auf Raum, die sie mit einer entsprechenden Wohnform verknüpfen. Je nachdem welche Mittel zur Verfügung stehen, können diese Raumanprüche mehr oder weniger befriedigt werden. Es zeigt sich, dass einzelne Personen primär auf den Mietpreis schauen müssen und erst sekundär sich Gedanken zu der von ihnen bevorzugten Wohnform machen. So sagt zum Beispiel Adnan:

Adnan: .... Günstig ist auch, das ist auch sehr wichtig, weil man kann eine andere Wohnung schauen, die schön ist, aber man nicht bezahlen kann, wenn man nicht zahlen kann ist es ja ein Traum, den man nicht erleben kann und da habe ich diese günstige und schöne Wohnung, also für das was ich bezahlt habe ist schön gewesen und seit dann bin ich eigentlich hier. (Fall 5, Transkript des Interviews)

In ähnlicher Weise schildert Manuela die Wohnungssuche ihrer Eltern, die aus Portugal in die Schweiz eingewandert sind. Sie verweist darauf, dass ihre Eltern immer wieder überlegt haben aus der Wohnung auszuziehen, weil sich die Verwaltung nicht um die Wohnung kümmerte.

Das Quartier ist auch ein bisschen negativ dafür bekannt, dass, weil die Wohnungen zum Teil so billig gewesen sind, sind es einfach viele Verwaltungen, die das einfach so ein bisschen verrotten lassen und wirklich nicht dem nach-

gehen. Also meine Eltern wollten sehr oft wegziehen, es ist zwar, die Wohnung ist sehr billig gewesen damals, für eine Dreieinhalbzimmerwohnung hast du irgendwie 1000 Franken bezahlt, also das ist vor sieben Jahren gewesen, das ist wirklich sehr sehr billig gewesen. (Fall 1, Transkript des Interviews)

Auf der anderen Seite können sich einige Personen auch genau die Wohnform leisten, die sie sich wünschen. So sagt Stefan:

Wir haben das alles gekauft. Ich habe schon zuvor einen Teil davon gehabt, das andere haben die Kinder gekauft, dann haben wir das alles umgebaut alles zusammen oder, jetzt sind da vier Kinder und das habe ich vermietet, der Zapfen da drüben und das reicht. (Fall 4, Transkript des Interviews)

Auch Gabriela konnte sich gemeinsam mit ihrem Mann Wohneigentum leisten, welches ihren Raumannsprüchen entsprach.

Wir sind auf der Suche nach einem Häuschen oder einer Parterrewohnung gewesen und haben dann Kollegen gehabt, die hier im Quartier aufgewachsen sind und haben gefunden, das wäre eigentlich so ein schönes Quartier, um zu wohnen. Und wir haben das auch den Leuten erzählt gehabt, die hier wohnen und sind dann wie über diese Leute zu einem leeren oder zu einem freiwerdenden Häuschen gekommen, ohne Mitkonkurrenten, das ist natürlich sehr angenehm gewesen und wir sind dann hierhergezogen. (Fall 3, Transkript des Interviews)

Gabriela erwähnt auch den Freundeskreis, über den sie vom freiwerdenden Reihenhaus erfahren hat und so ohne konkurrenzierende Mitbewerbende zum Haus gekommen ist. Auch Stefan kam über sein Netzwerk an eine Wohnung, die ihm von Anfang an gefallen hat.

Ich habe glücklicherweise jemanden gekannt, der in der Verwaltung gearbeitet hat und durch das sind wir eigentlich recht gut an diese Wohnung gekommen, also ohne gross ein Auswahlprozedere und eben, wo ich zum ersten Mal diese Wohnung dann wirklich anschauen gegangen bin und die Aussicht gesehen habe, dann ist es eigentlich eh um mich geschehen, dann habe ich gesagt: „Die muss ich haben, die will ich“, und also sie ist auch, ich finde es jetzt noch günstig, also der Mietzins finde ich jetzt noch erstaunlich, ist 1840 für Dreieinhalbzimmerwohnung, ist jetzt nicht schlecht. (Fall 6, Transkript des Interviews)

Für Anna war insbesondere die Wohnform in der Hausgemeinschaft wichtig. Dass aber die Wohnform günstige Mietzinsen mit sich bringt, sieht sie als Vorteil, auch wenn es nicht der ausschlaggebende Punkt war. Es war ihr deshalb möglich, weniger zu arbeiten.

Nein, es ist nicht das Zentrale, aber es ist, es bringt natürlich sehr viel Sachen, die sehr cool sind, dass man eigentlich nicht so viel arbeiten muss oder einfach vom Ersparten leben kann. .... Es ist ein schöner Nebeneffekt, der es einem ermöglicht, um halt eben wenig zu arbeiten. (Fall 2, Transkript des Interviews)

Wichtiger als der Mietzins war Anna die gemeinschaftliche Wohnform. Sie hat sich gemeinsam mit ihrem Partner nach einer Wohnung umgeschaut, die nicht in der Stadt liegt, aber auch nicht

zu weit davon entfernt. Zudem war ihr die Nähe zur Natur und zu anderen Menschen wichtig.

Irgendwie so das gemeinschaftliche, das man hat, miteinander, und Leute, die man fragen kann: „Hey was machst du, tust du, hilfst du, sitzt du noch zusammen“, ohne dass ich, also, man muss sich ja nicht gross bemühen, sondern die sind einfach hier und man kann zusammensitzen oder man kann nicht zusammensitzen, man kann miteinander etwas machen. Und auch so ein bisschen einfach fix etwas gemeinschaftliches haben, also miteinander eigentlich das Haus haben, den Garten haben, wo man miteinander schaut, einfach so das Zusammensein, das eigentlich schön ist. (Fall 2, Transkript des Interviews)

Auch für Gabriela war die Gemeinschaft im Quartier, von der sie über Freunde gehört hat, ein wichtiger Faktor. Von einer Siedlungsgenossenschaft, welche die allgemeinen Flächen und Räume in der Siedlung verwaltet, werden jedes Jahr mehrere Anlässe organisiert, an denen die Bewohnenden der Siedlung gewisse Arbeiten erledigen.

Es ist toll, wenn du als Familie hierherziehst, genau, damit es noch ein bisschen mehr Leben gibt, weil es ist wirklich perfekt für Kinder, ja, es hat Grün, es hat gemeinsame Flächen, es ist genossenschaftlich, obwohl es Eigentümshäuser eigentlich sind, es hat einen Vorstand und wir haben zweimal im Jahr eine Quartier-Aktion, wo wirklich alle mitarbeiten, gemeinsam gärtnern und kochen und zusammen sind. (Fall 3, Transkript des Interviews)

Die gewählte Wohnform bringt also sowohl bei Gabriela als auch bei Anna gewisse Pflichten mit sich. Diese werden von allerdings von beiden geschätzt, da das gemeinsame Gärtnern und Kochen aus ihrer Sicht die Gemeinschaft fördern. Mit der Zeit verändern sich auch die Ansprüche und die Vorstellungen, die mit der Wohnform verknüpft werden. Besonders deutlich werden diese Veränderungen, wenn Kinder geplant sind oder bereits erwartet werden. So zum Beispiel bei Thomas:

Ja, also wir bekommen aktuell jetzt dann bald ein Baby und ja, ich meine mit ein, zwei kleinen Kindern geht es sicher in der Dreieinhalbzimmerwohnung und irgendwann müssten wir dann schon eine grössere Wohnung haben, das ist dann mit dem Preis, glaube ich, recht schwierig hier. (Fall 6, Transkript des Interviews)

Auch Manuela kann sich vorstellen, einmal eine Familie zu gründen. Zunächst möchte sie aber aus der Wohnung ihrer Eltern ausziehen und mit ihrem Freund ein gemeinsames Leben aufbauen. Zudem möchte sie bald einen Masterstudiengang absolvieren. Ihr ist es wichtig, in der Wohngemeinde bleiben zu können.

Ich würde gerne einfach eben hierbleiben, wenn es möglich ist, einfach so eine Dreieinhalbzimmerwohnung, auch einmal so mit meinem Freund zusammenziehen und ein bisschen einmal etwas aufbauen können. Und ich habe auch das Gefühl, also ich mache dann ja irgendwann auch den Master und so und irgendwann ist sicher auch so, so die ganzen Familienrollen, also ich würde schon gerne Kinder haben. (Fall 1, Transkript des Interviews)

Saras und Adnans Wohnung liegt im dritten Stock des Hauses. Sara wünscht sich eine Wohnung

im Parterre, damit die Kinder schneller nach draussen können. Sie halte schon lange die Augen offen. Allerdings habe sie nicht die entsprechenden Netzwerke, um an eine solche Wohnung zu kommen.

Sara: Ich wünsche mir eben, dass wir bald, also diesen Herbst eine Wohnung finden, die nicht so wahnsinnig teuer ist, aber eben so Parterre und mit Garten, hier ist das zwar schwierig, weil man muss Bekanntschaften haben, irgendwie, um dazuzukommen. (Fall 5, Transkript des Interviews)

So ermöglichen die entsprechenden Mittel, insbesondere die finanziellen Möglichkeiten sowie die Beziehungsnetzwerke, die eigenen Raumansprüche zu befriedigen und eine diesen Ansprüchen genügende Wohnform zu finden. Ist dies nicht möglich, wird die Wohnform als einschränkend wahrgenommen. Gemäss Husi (2013) möchten und wollen Menschen „vor allem auf eine bestimmte Art leben und sich bewegen und sind dabei auf bestimmte Bedingungen angewiesen“ (S. 47). Die Parterrewohnung, die sich Sara wünscht, entspricht solchen Vorstellungen, wonach eine Parterrewohnung naturnahes und somit besseres Wohnen ermöglichen würde. Anna und Gabriela haben ähnliche Wünsche geäußert, da insbesondere für die Kinder die Nähe zur Natur wichtig sei. Sie konnten diese Raumansprüche mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln befriedigen.

## 7.2 Wohnumfeld

Das Wohnumfeld wird bei der Wahl der Wohnform bedingt berücksichtigt. Die erste Wohnung von Manuelas Eltern lag zum Beispiel in einem Quartier, in dem die Mieten tendenziell tief waren, was für sie auch das wichtigste Kriterium war. Im Quartier wohnten dann viele Personen, die wie sie aus Portugal zugezogen waren. Das Quartier verfügte über eine verkehrsberuhigte Zone und viel Grünraum, was von den vielen Familien im Quartier geschätzt wurde.

Also, die Eltern untereinander haben mega viel miteinander zu tun gehabt, also in unserem Block, hat vielleicht auch ein bisschen daran gelegen, dass wir mehrheitlich Spanier, Portugiesen gewesen waren und uns eh sprachlich schon verstanden haben, aber wir sind auch mal zu den Nachbarn, also es ist völlig normal gewesen dass du zu der Nachbarin Kaffee trinken gingst nach dem Abendessen oder dass du spazieren gingst, also weisst du, dass du irgendwie gefunden hast nach dem Abendessen: „Ja, wollen wir noch eine Runde spazieren gehen oder so“, und dann sind ganze Familien halt ein bisschen herum spaziert und so, also das ist noch normal, also ja, das ist noch üblich gewesen. (Fall 1, Transkript des Interviews)

Auch Gabriela ist ein lebendiges Wohnumfeld wichtig. Sie schätzt an ihrem Quartier, dass die Kinder unbeaufsichtigt spielen können, weil das Quartier verkehrsbefreit ist.

Es ist wirklich sehr lässig, also gerade einfach auch für Kinder und ich finde, diesen Raum musst du einfach füllen mit Kindern und eigentlich sollte jedes Quartier ein Wäldchen haben und irgendwie einen Raum haben, wo sich alle wohl fühlen, wo man sich zurückziehen kann und wo die Kinder einfach frei spielen können, ohne dass du Angst haben musst vor Autos, wo man ein Feuer machen kann im Wald, alle zusammen. (Fall 3, Transkript des Interviews)

Adnan und Sara können ihre Kinder nicht unbeaufsichtigt spielen lassen. Der Vorplatz ihres Hauses geht direkt in eine Strasse über. Umso mehr treffen sich die Eltern ebenfalls auf dem Vorplatz.

Adnan: Im Sommer ich spiele mit den Kindern draussen und viele Nachbarn haben entweder Nichten oder Neffen oder Söhne, Töchter und bringen auch nach draussen und ich habe Spielzeug, so Spielzeugfahrzeug und so, habe ich mehrere gekauft, damit alle miteinander spielen können und dann einer bringt Bier oder so, wir sitzen einfach raus, trinken, schwatzen miteinander. (Fall 5, Transkript des Interviews)

Adnan schätzt die Nähe zur Kernstadt Zürich, auch wenn er selber nicht in Zürich wohnen wollen würde.

Adnan: Also ich will nicht unbedingt in Zürich wohnen, weil in Zürich ist auch nicht ganz einfach mit Kindern, die sind, Häuser sind kleiner, weniger grüne Wiese und so und man hat den See, aber hier ist noch schöner, weil hier lebt man im Grünen, ziemlich entfernt von Stadt, aber kurz, zack, in zehn Minuten ist man beim See dort, oder fünfzehn Minuten beim See, dann kann man den Tag verbringen. (Fall 5, Transkript des Interviews)

Anna wiederum schätzt Angebote wie die lokale Bibliothek oder attraktive Spielplätze. Diese sind allerdings nicht in ihrem Quartier vorhanden. Sie muss ins Zentrum fahren, um diese Angebote zu nutzen.

Nach vorne auf die Post oder in die Bibliothek, dann geht man eigentlich nach vorne, wenn man sich für solche Sachen interessiert und danach mit den Kindern ist es dann ein bisschen mehr geworden, weil man halt den grossen Spielplatz da vorne hat und vielleicht noch jemand anderes kennengelernt hat, aber weil es so ein bisschen weit weg ist, also es ja doch noch ein Stück weit weg, ist man halt, eben man muss nach vorne einkaufen gehen oder man muss bewusst nach vorne gehen, damit man wirklich so ein bisschen ins Zentrum kommt und ansonsten gehst du einfach auf den Bahnhof und dann gehst du Richtung Zürich oder sonst in ein Richtung. (Fall 2, Transkript des Interviews)

Das Wohnumfeld hängt eng mit der Wohnform zusammen und wird zunächst in ähnlicher Weise zwischen den Raumansprüchen und den zur Befriedigung dieser Ansprüche vorhandenen Mittel in Form von finanziellen Ressourcen und Netzwerken verhandelt. Mit dem Zuzug in ein Quartier muss sich dann jede Person mehr oder weniger intensiv mit dem Umfeld auseinandersetzen. Mitmenschen suchen Kontakt oder gehen einander aus dem Weg, haben ein gutes Bild des Quartiers und seiner Bewohnenden oder nicht, Baustellen werden eröffnet oder der Strassenbelag zerfällt, die Verbindungen des öffentlichen Verkehrs werden ausgebaut oder bleiben gleich, Politikerinnen und Politiker setzen sich für das Quartier ein oder kennen es kaum. All diese Beispiele haben Einfluss darauf, wie das Wohnumfeld auf die Bewohnenden wirkt. So sagt zum Beispiel Stefan:

Wenn du das anschaust, Zürich, Aarau, Bern, der ganze, also ich sage dem Industriegürtel, oder, das ist gekommen, immer mehr, eben aus den verschiedenen Punkten und du kannst nicht jeden einzelnen, du kannst nicht einen rausnehmen, es hängt zusammen, kannst du nicht mehr unterbrechen, es geht einfach

nicht mehr, oder, und wenn du das anschaust dann habe ich das Gefühl, diese Industrialisierung von allem zusammen, also ja das kommt, das kommt immer mehr, also es wird immer mehr industrialisiert und wir gehören immer mehr zu diesem Gürtel, du hast schon die Grünflächen, ja, hoffentlich gibt es dann noch ein paar Punkte eben die, die dann bleiben. (Fall 4, Transkript des Interviews)

In Annas Quartier fehlen insbesondere angenehme Plätze, auf denen sich die Quartierbewohnenden treffen könnten. Umso mehr seien die Quartierbewohnenden bei sich zuhause im Garten oder auf dem Balkon.

Also, ich meine, dieser Platz vor dem Coop, wenn man den so wirklich noch ein bisschen ausweiten könnte, um wirklich so einen Quartierplatz zu haben, das wäre mega cool, also wo sich nicht nur die in dem Restaurant treffen können, sondern wo du nach dem Einkaufen noch hinsitzen könntest oder irgendwie so, und das gibt es ja nicht, so eigentlich einen Erholungsraum, also wir haben den Garten, aber ansonsten, die anderen Leute haben ihren Balkon, also es hat nirgends irgendwie Plätze, wo du hinsitzen kannst, also in den Zwischenstrassen, so ein bisschen gemütliche Orte, wo du sein kannst. (Fall 2, Transkript des Interviews)

Ähnlich den materiellen Qualitäten der Quartiere werden symbolische Qualitäten im Wohnumfeld wirksam. So ist Stefan aufgefallen, dass die hohe Fluktuation der Bewohnenden im Quartier das Entstehen von Netzwerken einschränkt.

Es wird einfach extrem viel umgezogen, also es gibt, glaube ich, kein Wochenende, an dem nicht umgezogen wird, also es ist eine extreme Fluktuation hier, darum habe ich auch das Gefühl, bildet sich hier auch nicht so wahnsinnig Gemeinschaft und wenn sich Gemeinschaften bilden dann sind sie mehr so ein bisschen ethnischer Herkunft, also ich habe so ein bisschen das Gefühl von Indien hat es sehr viele Leute hier und die bilden dann auch so ein bisschen Gemeinschaften, das ist mir so ein bisschen aufgefallen. (Fall 6, Transkript des Interviews)

In Manuelas neuen Wohnquartier, in dem sie seit bald sieben Jahren wohnt, bleiben die Menschen länger. Dies führe unter anderem zu besserer politischer Vertretung auf kommunaler Ebene, obwohl das Quartier aus ihrer Sicht eine ähnliche Bevölkerungsstruktur wie das vorherige Quartier aufweist.

Es hat wirklich Leute, die schon mega lange hier wohnen, die vielleicht auch ausschlaggebender sind in der Gemeinde, also die man kennt und so, dass es vielleicht deshalb nicht so negative Verbindungen hat wie das andere Quartier, das hat einfach schon immer so eine negative Stellung gehabt und du hast, was ich merke, du hast nie, also du hast wenige Leute, die halt wie auf Gemeindeebene bekannt sind oder ja, die man einfach kennt, die dort wohnen, zum Beispiel, eine der einzigen Personen, die dort wohnt und dort auch wirklich aktiv versucht etwas mitzugestalten, ist eine Gemeinderätin, sie wohnt eigentlich schon immer dort und sie ist eigentlich die einzige, die du so kennst, die das auch einmal anspricht. (Fall 1, Transkript des Interviews)

Die angesprochenen negativen Verbindungen können als Hinweise auf symbolische Qualitäten eines Quartiers interpretiert werden. Sie führen dazu, dass zum Beispiel Gabriela lange das Ge-

fühlte, sich für ihren Wohnort rechtfertigen zu müssen.

Ich lebe hier, ich bin gerne hier, und ich kann ganz viele positive Sachen aufzählen und wirklich auch im Kopf drin ist nicht mehr, du musst die Stadt verteidigen oder irgendwie schönreden. (Fall 3, Transkript des Interviews)

Ähnlich ergeht es Thomas in seinem Freundeskreis, wenn er von seinem Wohnquartier erzählt.

Ja, sie schauen eigentlich von diesem Balkon und sehen dann eben eigentlich Aussicht und ja, man fühlt sich irgendwie noch schnell wohl hier, habe ich so den Eindruck, also sie sind immer positiv überrascht, bin ich noch froh darum. (Fall 6, Transkript des Interviews)

Ihn selber stören die vielen unvermieteten Gewerbeflächen im Quartier, da sie den Eindruck erwecken, dass Quartier sei nicht zu Ende gebaut.

Also, dass man irgendwelche Liegenschaften einfach einmal hinklatscht und irgendwie sich auch nicht gross, also ich möchte jetzt niemandem unterstellen, dass man sich nicht bemüht diese Mietflächen nicht zu vermieten, aber es hat ja irgendeinen Grund, dass die schon so lange frei stehen und das wirkt für mich einfach so ein bisschen, ja wie wenn man, ich sage jetzt nach Italien oder Spanien geht und die nicht fertiggestellten Bauprojekte irgendwo mitten in der Provinz sieht, das ist auch so ein bisschen, es wirkt auf mich einfach so ein bisschen nicht fertig gedacht und ja, eben ich checke das einfach nicht und das stört mich jetzt persönlich. (Fall 6, Transkript des Interviews)

Sich mit dem Wohnumfeld auseinanderzusetzen heisst insbesondere, sich zu Vorurteilen und stereotypen Bildern über das Quartier, zu Veränderungen und Entwicklungen im Quartier und der Stadt sowie zur politischen Repräsentation des Quartiers und der Stadt verhalten zu müssen. Es zeigen sich tendenziell materielle Eigenschaften, also Raumverfügungen, sowie tendenziell symbolische Eigenschaften, also Raumregeln, des Wohnumfelds, in die in der Lebenswelt wirksam werden. Ebenfalls relevant sind Veränderungen des Wohnumfelds, also auch sich verändernde Raumregeln und Raumverfügungen. In wie fern es möglich ist, diese Veränderungen zu beeinflussen, hängt wiederum von den vorhandenen Mitteln ab. Personen, denen mehr Mittel zur Verfügung stehen, beziehen sich tendenziell eher auf den öffentlichen Raum.

### **7.3 Öffentlicher Raum**

Der öffentliche Raum ist insbesondere durch Rechte und Pflichten beziehungsweise durch Raumregeln strukturiert. Der Begriff verweist auf einen eigentlich universell zugänglichen Raum, in dem Meinungen und Entscheidungen, die die gesamte Stadt betreffen, geformt werden. Die Möglichkeit zur Teilhabe an diesem Raum ist unter anderem von den vorhandenen Mitteln einer Person abhängig. Wer zum Beispiel viel arbeiten muss, um über die Runden zu kommen, wird kaum Zeit finden, sich auf Meinungsfindungsprozesse im öffentlichen Raum einzulassen. Ebenfalls ist der Zugang zum öffentlichen Raum über die Staatsbürgerschaft, wenn es sich um formalpolitische Prozesse handelt, sowie über weitere Raumregeln, zum Beispiel über eine bestimmte Art, wie man sich in diesem Raum verhalten soll, geregelt. So sagt Manuela:

Ich habe das Gefühl, es fehlt so ein bisschen teilweise das Verständnis von beiden Seiten, weisst du, man ist dann so wie, also, was ich dann auch oft höre ist dann so, die Leute eben: „Das interessiert ja eh niemand, was meine Meinung ist“, und so, von vielen halt Ausländern und dann denkst du, es gäbe ja Leute die Interesse hätten, aber es ist wie, ich meine es gibt viele Leute hier, die so Integrationsforum und so machen und die hätten ja Interesse an dem, aber irgendwie kommt die Information nicht an. (Fall 1, Transkript des Interviews)

Manuela spricht von zwei Seiten, die in ähnlicher Weise von allen interviewten Personen beschrieben wurden. Es handelt sich dabei um Rollenzuschreibungen, die auf Raumregeln verweisen. Die prägnantesten Zuschreibungen sind dabei jene, welche als Schweizerin und Schweizer sowie jene Ausländerin und Ausländer benannt werden. Anna erwähnt einen partizipativen Prozess, der in ihrer Wohngemeinde durchgeführt wurde, um die Interessen der Bevölkerung in die Stadtentwicklung einzubinden. An den entsprechenden Veranstaltungen hätten jeweils aber nur Schweizerinnen und Schweizer teilgenommen.

Wir haben das gestern auch noch diskutiert, wir haben von der Stadtentwicklung gesprochen, wo die überall Werbung machen oder wie man davon erfährt und dass eigentlich nur vor allem Schweizer dort sind und dann habe ich gefunden, wenn ich keine sozialen Medien hätte wüsste ich nicht, dass diese Anlässe stattfinden und dann hat jemand gefunden: „Es hat aber mega viel, sie machen mega viel Werbung auf dem Kirchplatz“, aber dann musst du dort einkaufen gehen, musst du dort anwesend sein, sonst bekommst du das nicht mit. (Fall 2, Transkript des Interviews)

In ähnlicher Weise weisen Manuela und Anna darauf hin, dass Informationen über die Möglichkeiten zur Teilhabe am öffentlichen Raum nicht zu den Bewohnenden der Gemeinde durchdringen. Gemäss Manuela hätten aber auch viele zugezogene Personen das Gefühl, dass ihre Meinung gar nicht erwünscht sei. Es sind also weitere Hürden vorhanden. Stefan benennt die Sprache als eine davon.

Ich sage jedem Ausländer: „Redet eure Sprache“, die müssen, dieses Afghani-sch, die müssen diese Sprache, die müssen die sprechen unter sich, das darf nicht verloren gehen, aber Deutsch müssen sie zuerst, Deutsch müssen sie können, das ist logisch oder, das ist aber das Prinzip des Zusammenlebens, das sind die Punkte, die wichtig sind für das Zusammenleben, die Sprache lernen, unbedingt, oder, das ist ganz klar, aber eben normal verlangen und normal vermitteln, weisst du, nicht da hobeln mit dem Beil. (Fall 4, Transkript des Interviews)

Gabriela merkt an, dass es auch eine gewisse Motivation zur Teilhabe am öffentlichen Raum braucht. Teilhabe bedinge aber auch die Offenheit der Schweizerinnen und Schweizer, sich auf Begegnungen einzulassen.

Und ich glaube wie auch, so schaffst du es dann auch um, um Freude zu haben, an einem Ort zu bleiben und Lust zu haben, wenn du merkst, du kannst auch wirklich etwas machen, was für die Stadt gut ist und toll ist und für dich selbst auch sehr bereichernd ist, ja und ich glaube, wenn es viele hat, die mit Herzblut sich für die Gemeinde einsetzen und vielleicht auch wirklich die Ausländer bereit

sind und Lust haben sich zu integrieren, Kontakt haben mit Schweizer und auch die offen sind, um so Nähe auch zu sehen. (Fall 3, Transkript des Interviews)

Insgesamt werden also hohe Ansprüche an Personen gestellt, die am öffentlichen Raum teilhaben wollen. Diese Ansprüche äussern sich Beschreibungen des Dürfens und Sollens, was auf entsprechende Raumregeln verweist. Ebenso wird die Teilhabe am öffentlichen Raum auch über Mittel und Raumansprüche ermöglicht beziehungsweise eingeschränkt. Es braucht ein gewisses Mass an Mittel, unter anderem zeitliche Ressourcen und Informationen, sowie auch der Wille zur Teilhabe. Dass die vorhandenen Hürden der Raumregeln mit dem Vorhandensein von Interesse noch nicht überwunden sind, merkte Manuela mit ihrer Einbürgerung.

Was ich gemerkt habe, aber das ist jetzt mehr auf die Nationalitäten bezogen, ist, bevor ich mich einbürgern lassen habe, und ich bin wirklich ein Mensch, zu fest informiert über alles, also keine Ahnung, wenn man meinen Verlaufs anschauen gehen würde, wie oft ich auf die Seite der Stadt gehe um zu schauen, was läuft, und das habe ich schon früher gemacht und trotzdem bin ich nicht an so viele Informationen gekommen wie danach, als ich dann eingebürgert gewesen bin und auch angefangen habe, politisch etwas zu machen und auch ein bisschen mehr mit diesen Leuten zu sprechen. (Fall 1, Transkript des Interviews)

Die zugeschriebenen Rollen Schweizerin und Schweizer sowie Ausländerin und Ausländer sind also zum Teil an die tatsächliche Staatsbürgerschaft gebunden. Allerdings ist die Staatsbürgerschaft nicht sichtbar. Es kann also davon ausgegangen werden, dass mit dieser Rollenzuschreibung spezifische Gruppen gemeint sind, die nach Mittel und Zwängen, Wünschen und Zielen sowie Rechten und Pflichten differenziert werden. Die Reduktion auf zwei Rollen, Schweizerinnen und Schweizer sowie Ausländerinnen und Ausländer, kann als alltagssprachliche Vereinfachung gelesen werden. Die Differenzierung dieser Rollen wird im öffentlichen Raum aber relevant, da anhand solcher Unterscheidungen Zugehörigkeiten und Teilhaberechte definiert werden.

#### **7.4 Bildung**

Zwei weitere Themen wurden von allen interviewten Personen aufgegriffen. Die entsprechenden Aussagen sind in den Subkategorien Bildung sowie Zusammenleben zusammengefasst. Es sind dies Themen, die in allen zuvor erwähnten Strukturen der Lebenswelt, also in der Wohnform, im Wohnumfeld und im öffentlichen Raum, relevant werden. Bildung fasst jene Aussagen zusammen, die Lernmöglichkeiten für Kinder sowie den Zugang zu diesen Lernmöglichkeiten beschreiben. Diese Lernmöglichkeiten werden unterschiedlich wahrgenommen. Manuela hört zwar oft, dass ihre Wohngemeinde kein gutes Umfeld für Kinder sei. Sie selber sieht aber viel Positives.

Was ich viel mitbekomme ist dann so: „Oh nein meine Kinder, hier ist kein gutes Umfeld und so“, und ich finde das pure Gegenteil, weil ich eben Wert aus dem heraus sehe, dass du so viel, nicht einmal Nationen, sondern einfach die Menschen so verschieden sind, dass du wirklich alles, du hast einfach alles hier, du hast sehr viele Kulturen, du hast Leute mit verschiedensten Interessen. (Fall 1, Transkript des Interviews)

Ganz anders erlebt Anna die Schulzeit ihrer Kinder. Sie würde sich nicht noch einmal für die Wohngemeinde entscheiden, weil ihre Kinder sich mit Themen auseinandersetzen müssen, die sie nicht betreffen.

Manchmal finde ich, dass mit den Kindern in der Schule, wenn ich nochmals entscheiden könnte würde ich nicht hier Kinder haben und sie hier in die Schule schicken, ich glaube sie hätten es einfacher irgendwo anders, also dort hätten sie vielleicht andere Sachen, aber in der Schule haben sie zum Teil so komische Sachen oder Probleme, die sie behandeln müssen, wo unsere Kinder manchmal wie nicht reinpassen oder einfach völlig anders sind. (Fall 2, Transkript des Interviews)

Sara wiederum wünscht sich, dass ihre Kinder in der Schule erfolgreich sind, damit sie später studieren können.

Sara: Ich würde mir auch wünschen, dass unsere Kinder in der Schule Erfolg haben und dass sie studieren, dass sie etwas Richtiges lernen können und eben auch richtig gut verdienen, das würde ich mir wünschen, aber das kann man sich nicht auswählen, das ist halt schwierig. (Fall 5, Transkript des Interviews)

Die nächste Schule findet sich aber nicht im Quartier, in dem Sara und Adnan wohnen. Eine Wohnung näher an der Schule wäre denn auch ein Grund, um umzuziehen.

Adnan: Also, hier haben wir Schule ziemlich weit weg von uns und direkt bis zur Schule ist auch nicht einfach, also Strasse überqueren, da gibt es einen Kreislauf, dann muss man zuerst diese Seite überqueren und dann die nächste wieder und das macht mich unruhig, also ich kann nicht sagen mein Kind geht sicher in die Schule, sicher ist nie, aber möglichst sicher und das ist für mich der Schwerpunkt, der mich belastet, wenn ich irgendwo neben der Schule, dann würde ich eine andere Wohnung suchen. (Fall 5, Transkript des Interviews)

Solche Gedanken macht sich auch Thomas, wenn er an sein Kind denkt. Im seinem Wohnquartier gibt es zwar einen Kindergarten, aber keine Schule. Diese liegt auf der anderen Seite einer grossen Strasse.

Ich weiss gar nicht, wie hier der Stand ist, ob diese Schule jetzt kommt oder nicht, eben das wäre für mich so ein bisschen wünschenswert, dass hier einfach noch ein Schulhaus gebaut wird, ob jetzt, ja, Primar wäre mir lieber, Sek wäre ein wenig zu spät. (Fall 6, Transkript des Interviews)

Zu den Bildungsmöglichkeiten zählen die interviewten Personen neben der Schule an sich auch ein anregendes und sicheres Wohnumfeld. Für Gabriela sind zum Beispiel Vereinszugehörigkeiten eine wichtige Lernmöglichkeit.

Dass man wie findet, hier werde ich gross und hier möchte ich weiterleben und mich einsetzen, eingeben. Wir sind sehr Vereinsmenschen, also wir haben unsere Kinder auch so ein bisschen versucht in Vereine zu bringen und sie sind jetzt dort auch stark engagiert. (Fall 3, Transkript des Interviews)

Sara wiederum möchte gerade deshalb eine Parterrewohnung, weil dann die Kinder schnell nach draussen könnten, um zu spielen. Auch wäre es dann möglich ein Tier zu halten.

Sara: Sie können ein bisschen freier Leben und ein bisschen mehr mit Natur verbun-

den, also so, dass sie mehr nach draussen können, nicht nur in der Wohnung drin wie hier, oder, viel, jetzt von Frühling bis Herbst sind sie ja viel draussen, danach im Winter kann man hier schlecht irgendetwas draussen machen, es ist auch recht kalt, aber wenn man kann schnell in den Garten raus und wieder rein, das ist dann wieder viel, wertvoller, also wie soll ich sagen, ja man kann schon schnell nach draussen einen Schneemann bauen oder was auch immer, oder, auch wenn es kalt ist kann man trotzdem in den Garten raus für zehn Minuten, Viertelstunde und so, für uns ist ein bisschen schwierig hier, nicht, dass man es nicht kann, aber, ja, auf jeden Fall, wenn wir eine gute Wohnung hätten im Parterre, wo wir auch noch ein Tier haben könnten oder so, zum Beispiel eine Katze oder einen Hund oder auch einen Hasen oder keine Ahnung was, dann wären die Kinder auch ein bisschen, ja, also ich finde mit Tieren zusammen wachsen ist spannender, ist auch lebhafter, interessanter, wie soll ich sagen, es hat alles ein bisschen drin. (Fall 5, Transkript des Interviews)

Letztlich werden Aspekte der Bildung auch in der Wohnform relevant. So ist es entscheidend, ob die Kinder zuhause in Ruhe lernen können und dabei von den Eltern Unterstützung erhalten. Adnan stellt fest, dass hier in seinem Umfeld eine Veränderung stattgefunden hat.

Adnan: Zum Beispiel, früher hat ja die Frau nicht gearbeitet und nicht irgendwo in der Fabrik oder so gearbeitet, hat zu Hause mehr gemacht, aber dann hat die Frau auch wenig Schule gehabt und dann sind Kinder so gross gewachsen mit der Mutter, die nicht so geschult ist, dann haben sie ja nicht mit anderen mitmachen können, mit Europäern, deren Mutter sind mit Master oder so, diplomiert, und da haben wir auch bei mir Zuhause mit Kritik eingesetzt und ist mit der Zeit sehr viel anders geworden. (Fall 5, Transkript des Interviews).

Sara merkt aber, dass sie mit drei Kindern kaum Zeit hat, um genügend Unterstützung anzubieten.

Sara: Ich würde mir auch wünschen, dass unsere Kinder in der Schule Erfolg haben und dass sie studieren, dass sie etwas richtiges lernen können und eben auch richtig gut verdienen, das würde ich mir wünschen, aber das kann man sich nicht auswählen, das ist halt schwierig. Schon nur der älteste macht es uns recht streng, wenn auch der zweitälteste noch Hausaufgaben machen muss und so, und die Tochter, für die Tochter mach ich mir jetzt noch nicht so Gedanken, sie ist noch klein, aber ich merke es, es ist einfach ein Traum oder ein Wunsch und wir arbeiten sozusagen daran, so gut es geht. (Fall 5, Interview des Transkripts).

Der Zugang zu Bildung und die Bewertung von Bildungsmöglichkeiten in der Wohnform und im Wohnumfeld werden zu entscheidenden Faktoren bei der Auswahl des Wohnortes, insbesondere dann, wenn die eigenen Kinder von diesen Entscheidungen betroffen sind. Zunächst scheint das Wohnumfeld und in ihm die lokale Schule als die wichtigste Bildungsmöglichkeit. Wird diese Möglichkeit als negativ bewertet, wie in einem Fall beschrieben, wird ein Umzug an einen anderen Ort in Betracht gezogen. Ebenfalls werden das Wohnumfeld und die Wohnform in Bezug auf Bildung als relevant beschrieben. Hier werden insbesondere die Erreichbarkeit der lokalen Schule, also der Schulweg, sowie die informellen Bildungsmöglichkeiten im Wohnumfeld und in der Wohnform genannt. In allen Interviews wurde ein anregendes Wohnumfeld als wichtiges Element der Lebensqualität genannt. Jenen Personen, die die Bildungsmöglichkeiten im Wohnumfeld

oder die Erreichbarkeit der Schule negativ bewerten, fassen ebenfalls einen Wohnortswechsel ins Auge. Es zeigen sich unterschiedliche Ansprüche an die Bildungsmöglichkeiten, was als Hinweis auf die kulturelle Differenzierung gelesen werden kann. Einzelne Personen betrachten Vereine als wichtige Bildungsmöglichkeiten, andere wiederum setzen mehr auf ein anregendes Wohnumfeld. Letztlich ist auch hier entscheidend, welche Mittel zur Verfügung stehen, um die Bildungsansprüche zu befriedigen. Die Aussagen der verschiedenen Personen lassen darauf schliessen, dass negativ bewertete Bildungsmöglichkeiten schnell zu korrigierenden Handlungen führen. So wird insbesondere auf Grund solcher Bewertungen ein Wegzug aus dem Quartier als Möglichkeit betrachtet. Weniger Dringlichkeit scheinen zum Beispiel negativ bewertete Formen des Zusammenlebens auszulösen.

### 7.5 Zusammenleben

Ähnlich der Bildung durchdringt auch das Zusammenlebens die Wohnform, das Wohnumfeld und den öffentlichen Raum. Allen interviewten Personen ist gemein, dass sie ein gutes Zusammenleben als wichtigen Faktor für die Lebensqualität nennen. So ist zum Beispiel Adnan auch wegen der guten Nachbarschaft in seinem Wohnquartier geblieben.

Adnan: Ansonsten finde ich hier schön, auch Nachbarn sind wichtig, schlechte Nachbarn ist wie in einer Arbeitsstelle ein schlechtes Team und dann kommt hoher Lohn und coole Arbeit, aber wenn Team nicht stimmt, dann ist die Arbeit schwierig, ist mühsam, so ist auch mit Nachbarn, wir haben auch gute Nachbarn, so liebe Nachbarn, wo wir es miteinander sehr gut haben, das ist auch ein Lebensgrad so, Lebensniveau, dass man nicht selber erschaffen kann, man kann nicht Nachbarn kaufen oder schulen und sagen: „Hier müssen wir so sein“, und ich bin zufrieden mit meiner Nachbarschaft und deswegen bin ich seit 2011 hier. (Fall 5, Transkript des Interviews)

Als Beispiel nennt er einen chilenischen Nachbarn, der in der gleichen Siedlung wohnt. Mit ihm kann er sich über Musik austauschen, was er sehr gerne macht.

Adnan: Sonst auch mit Nachbar, haben wir Musik ausgetauscht, habe ich gehört, er möchte albanische Musik hören, dann habe ich ihm einen Tipp aufgenommen und er: „Ah, ist das albanisch, wow, ich habe nicht ganz verstanden, aber ich habe es schöne Musik gefunden.“ (Fall 5, Transkript des Interviews)

Ähnlich beschreibt auch Manuela das Zusammenleben im Quartier, in dem sie aufgewachsen ist.

Ich habe das Gefühl, dass die Leute dort einfach wie lockerer waren, also weisst du, eben wir sind teilweise so lange draussen gewesen und dann ist irgendwann einmal jemand gekommen und die Eltern haben mal ein bisschen aus dem Fenster geschaut: „Ja, sind noch in etwa alle da“, also es ist viel lockerer irgendwie gewesen, ist wirklich so ein bisschen, ja hast du, du bist nicht so aufgewachsen, hast du dir nicht so viele Gedanken gemacht, ja und auch die Leute, also die Eltern untereinander haben mega viel miteinander zu tun gehabt. (Fall 1, Transkript des Interviews)

Im Quartier, in dem Thomas wohnt, ist das Zusammenleben im Wohnumfeld nicht von zentraler Bedeutung. Für Thomas ist das Zusammenleben mit seiner Freundin sowie der Freundeskreis, welcher eher an der Kernstadt Zürich orientiert ist, wichtig.

Nicht, dass man untereinander gross etwas abmacht, es hat einmal Anlauf gegeben, um die Leute zu mobilisieren, um ein bisschen mehr miteinander zu machen, jetzt gerade nur unser Haus, aber wir haben an dem Tag gerade nicht gekonnt und das Echo ist, glaube ich, auch nicht, also wie, es haben glaube ich nicht viele mitgemacht, also das hat ein Herr organisiert vom zweiten Stock und es sind, glaube ich, irgendwie drei Leute gekommen vom ganzen Block. (Fall 6, Transkript des Interviews)

Auch für Anna hat die Wohnform mehr Gewicht in Bezug auf das Zusammenleben. Im Wohnumfeld kennt sie einige Personen, man grüsst sich untereinander. Sie besucht oft kulturelle Anlässe im Zentrum der Wohngemeinde, wo sie jedoch immer wieder die gleichen Personen antrifft.

Ja einfach, ich meine, da das Fest der Kulturen war auch nicht wirklich ein Fest der Kulturen, ausser die, die das Essen gemacht haben, finde ich, sind so ein bisschen, dort hast du so ein bisschen Kulturen gesehen und ansonsten, also es sind dann ja die Vereine gewesen, die aufgetreten sind, aber es sind wieder so, dort hast du wieder sehr viele vom Dorf gesehen, oder halt eben irgendwelche Theater oder eben, hier, was ist es, Kleinkunsttheatertag oder Freilufttheatertag, siehst du auch immer die gleichen Knochen, aber es ist jetzt auch nicht so mega besucht und ich finde es ist auch nicht mega durchmischt und das ist ja etwas, was ich nicht einfach untersuchen kann, aber das ist etwas, was ich finde ist mega spannend und das ist wirklich, an diesem Foodtruckfestival hast du gefunden: „Wow, Leute, noch nie gesehen, die sind auch von hier“, dort hast du alles gesehen, die ganze Vielfalt. (Fall 2, Transkript des Interviews)

Anna spricht damit den öffentlichen Raum an, in dem sie eine Trennung zwischen der zugezogenen und der heimischen Bevölkerung feststellt. Manuela findet sich manchmal zwischen diesen beiden Seiten wieder.

Ich habe das Gefühl, wenn ich mit den Leuten spreche und vielleicht auf beiden Seiten sprechen kann, weil, es klingt vielleicht mega blöd, aber ich fühle mich teilweise ein bisschen wie ein Mitteldings weil halt, weil du hast Kontakt zu diesen Leuten, die wirklich denken: „Ja, niemand will mich hören“, was auch immer, automatisch, weil du bist einfach auch Portugiesin und dann sprechen sie mit dir und ich habe auch Kontakt auf die andere Seite und irgendwie habe ich das Gefühl, ich muss manchmal irgendwie wie dazwischen stehen, so von beiden, also weisst du, nicht eine Verpflichtung, aber ich fände es so cool, wenn einfach die Leute mehr miteinander reden. (Fall 1, Transkript des Interviews)

Gerade da sieht Manuela aber auch eine Chance. Durch den Zugang zur zugezogenen Bevölkerung auf der einen und der heimischen Bevölkerung auf der anderen Seite könne sie vermittelnd wirken.

Also was ich sicher kann, was ich immer versuche zu beeinflussen, ist halt, dass du halt mit gewissen Stereotypen aufwächst, je nach dem in welcher Schicht du bist und dann, wenn du eh noch Doppelbürgerin und so bist, was das, was ich einfach merke ist schon nur, dass du den Leuten zeigst, dass sie eben nicht Stereotypen setzen sollten, dass es auch etwas anderes gibt und ich habe das Gefühl, so kann ich einfach, kannst du vielleicht diese Meinungen beeinflussen von den Leuten und auch wie sie über dich denken und vielleicht auch ein biss-

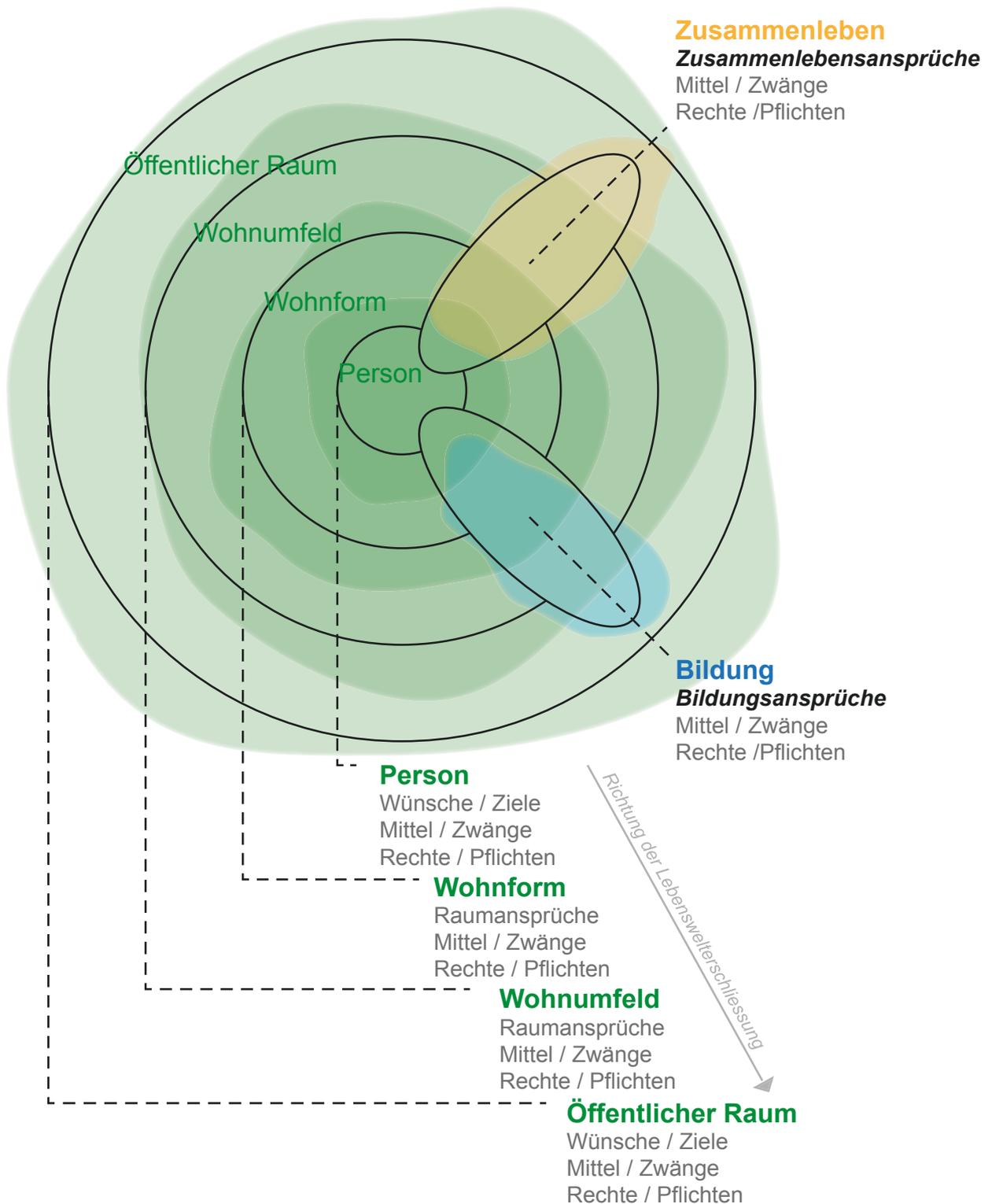
chen, dass dann auch die Zukunft vielleicht ein bisschen, ja nicht einfacher, es ist für mich kein Problem, wenn mich irgendjemand nicht gerne hat, aber dass du zeigen kannst, es geht auch anders. (Fall 1, Transkript des Interviews)

Es zeigen sich also Unterschiede darin, an welche Dimension Zusammenlebensansprüche gerichtet werden. Einige Personen richten sich primär an das Wohnumfeld, andere wiederum stellen Zusammenlebensansprüche primär an die Wohnform und den öffentlichen Raum. Insbesondere in Bezug auf den öffentlichen Raum wird von den interviewten Personen eine gewisse Segregation festgestellt. So seien zum Beispiel an gesamtstädtischen Anlässen immer die gleichen Personen anzutreffen. Dieser Umstand weist auf unterschiedliche Wünsche und Ziele in Bezug auf das Zusammenleben und somit die kulturelle Differenzierung hin.

### **7.6 Lebenswelterschliessung**

Werden die einzelnen Fälle betrachtet, erscheinen die einzelnen Personen und ihre individuellen Ausstattungen an Mitteln und Zwängen, Rechten und Pflichten sowie Wünschen und Zielen. Die interviewten Personen erzählten von subjektiven Wahrnehmungen der Lebenswelt Agglomeration. Die Lebenswelt erschliesst sich ihnen aus der Person heraus, von wo die Wohnform, das Wohnumfeld und dann der öffentliche Raum relevant werden. Dies entspricht der Logik der Verschachtelung von Räumen, welche der Konstruktionsweise von Babuschka-Figuren gleiche (Husi, 2012, S. 45). Allerdings lassen sich Wohnform, Wohnumfeld und öffentlicher Raum nicht klar trennen. Sie überlagern sich dort, wo die Wohnform zum Wohnumfeld oder das Wohnumfeld zum öffentlichen Raum wird. Weiter erschienen in den Interviews Bildung und Zusammenleben als besondere Faktoren, die entsprechend ihrer räumlichen Ausprägungen, mit ihren materiellen und symbolischen Qualitäten, in der Lebenswelt der interviewten Personen relevant werden. Die Lebenswelterschliessung aus subjektiver Perspektive lässt sich entsprechend der Abbildung 18 darstellen.

Abbildung 18: Lebenswelterschliessung aus subjektiver Perspektive



Quelle: Eigene Darstellung

## 8. Lebenswelten in der Agglomeration - Synthese

Die Verknüpfung der Fälle zeigt auf, wie die Lebenswelt anhand der subjektiven Wahrnehmung erschlossen wird. Zunächst wird die Wohnform zwischen Raumansprüchen auf der einen und den vorhandenen Mitteln, insbesondere den finanziellen Ressourcen sowie den Beziehungsnetzen, verhandelt. Weiter werden Raumansprüche und Raumregeln als Strukturmodalitäten in den verschiedenen Räumen Wohnform, Wohnumfeld und öffentlicher Raum relevant. Es zeigen sich Unterschiede darin, in wie fern Räume in der Lebenswelt der einzelnen Personen relevant werden. Werden die sechs Fälle nebeneinandergestellt betrachtet, wird die Struktur der Lebenswelt Agglomeration anhand hierarchischer, institutioneller und kultureller Differenzierungen sichtbar. Werden die erkannten Strukturen nun mit den im vierten Kapitel erarbeiteten Merkmalen der Agglomeration verknüpft, zeigen sich drei idealtypische Lebenswelten Dorf, Zwischenstadt und Neo-Stadt. Diese sind in der Folge zwar als einzelne Lebenswelten dargestellt. Sie sind in der Realität aber nicht trennscharf und überlagern sich.

### 8.1 Dorf

Anna, Gabriela und Stefan konnten ihre Raumansprüche mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln befriedigen. Sie haben Familie und Freunde als Nachbarn, mit denen sie das Zusammenleben in der gewählten Wohnform gestalten. Sie erleben ihre Quartiere zuweilen als gegen aussen abgeschottet. So sagt Anna:

Ja, also man ist einfach ein bisschen anonym gewesen, als wir hierhergezogen sind, wir sind einfach hier in dieser WG gewesen, wir haben ja nicht nach draussen müssen, weil wir hier eigentlich unser kleines Zuhause gehabt haben, mit den Leuten, die man haben wollte, rundherum. (Fall 2, Transkript des Interviews)

Ähnlich erlebt auch Gabriela ihr Quartier, in dem mit der Siedlungsgenossenschaft eine formelle Struktur zur Organisation des Zusammenlebens existiert.

Ich meine, hier im Quartier kann auch keine Integration stattfinden, weil es sehr wenige Ausländer hat, oder, innerhalb vom Quartier, also es hat ein paar wenige, aber die sind natürlich auch gut gestellt. Es ist dann natürlich auch ein Nachteil, wenn du jetzt so wie in einem guten Quartier wohnst, dass du dich dann wirklich auch getraust, in andere Quartiere zu gehen und diese Kontakte zu finden und zu leben. (Fall 3, Transkript des Interviews)

Stefan wiederum sieht auf Grund seines Wohneigentums bei sich selbst Tendenzen zur Abgrenzung. Wenn zum Beispiel jemand auf seinem Land parkieren will, geht er nach draussen und stellt klar, dass es sich um private Parkplätze handelt. Er konnte sein Wohnhaus gemeinsam mit seinen Kindern kaufen und den eigenen Vorstellungen entsprechend ausbauen. Alle drei Fälle weisen zunächst auf eine primär an der Wohnform orientierte Lebenswelt hin, die wenig Bezug zu den anliegenden Quartieren oder zum öffentlichen Raum aufzubauen vermag. Allerdings stellen die interviewten Personen zum Teil überrascht fest, dass sie an kulturellen Anlässen oder in den Vereinen, in denen sie aktiv sind, immerzu die gleichen Personen antreffen. Sie finden es wichtig, dass die Wohngemeinde eine Identität hat, die von den Bewohnenden geteilt wird. Gabriela sagt:

Einfach wichtig ist, dass es Leute gibt, die möchten eine Identität haben für die Stadt und sich einsetzen für die Stadt, ich glaube, das ist wirklich wichtig, und Leute, die links und rechts schauen und nicht nur in ihrem eigenen Garten, genau. (Fall 3, Transkript des Interviews)

Stefan wünscht sich, dass seine Kinder und Kindeskinde gerne in der Wohngemeinde leben und sich dort zuhause fühlen.

Aber was natürlich wichtig ist, die Kinder, also unser Nachwuchs, oder, wie stehen die zu unserer Gemeinde, die haben den Plausch hier, so, aber die sind natürlich so aufgewachsen, so an Zürich angelehnt, weisst du, es ist, es ist sehr schwierig, um es zu sagen, ja. (Fall 5, Transkript des Interviews)

Ansprüche an das Zusammenleben werden an den öffentlichen Raum, an die gesamte Stadt gerichtet. Die Ernüchterung, wenn dann an gesamtstädtischen Anlässen immer wieder die gleichen Personen anwesend sind, lässt sich in diesem Zusammenhang lesen. Zum einen ist die Lebenswelt dieser Personen also stark von der Wohnform geprägt, die das Bedürfnis nach sozialer Eingebundenheit via Familie und befreundete Personen als Mitbewohnende befriedigt. Zum anderen orientieren sich Personen in dieser Lebenswelt am Bild eines allgemeinen öffentlichen Raums, in dem sich die Menschen untereinander kennen. Die Lebenswelt ist geprägt von einer Gemeinschaft von Gleichgesinnten, also von Personen, die ähnliche Lebensziele haben. Im Kontext der gesamten Agglomerationsgemeinde kommt Personen in dieser Lebenswelt die Rollenzuschreibung Schweizerinnen und Schweizer zu. Es sind Personen, die am öffentlichen Raum und den in ihm stattfindenden Meinungsfindungsprozessen zu Themen, die die gesamte Agglomerationsgemeinde betreffen, teilhaben. Die Lebenswelt drückt sich auch im Wunsch nach einer Wohnung in ländlicher Idylle oder in der Sehnsucht nach dem alten Dorf, in dem sich alle Menschen kannten, aus. Diese Lebenswelt kann deshalb als Dorf bezeichnet werden.

## **8.2 Zwischenstadt**

Personen mit wenigen finanziellen Ressourcen sowie schwachen Beziehungsnetzen wohnen tendenziell in Wohnformen, die nur teilweise ihren Raumansprüchen entsprechen. Dies sind meist Mietwohnungen in den Arbeitersiedlungen der Nachkriegszeit, die auf Grund des tiefen Ausbaustandards, den kleingeschnittenen Wohnungsgrundrissen und dem Gebäudealter zu günstigen Konditionen vermietet werden. Personen, die aus Europas Süden, den Balkanstaaten und der Türkei in die Schweiz gezogen sind, sind davon besonders betroffen (vgl. Raumdaten GmbH, 2014, S. 5). Das Wohnumfeld besteht für diese Personen meist aus einer Mischung von guten Anbindungen an den öffentlichen und individuellen Verkehr, schnell erreichbaren Naherholungsgebieten und guter Dienstleistungsinfrastruktur, grosser ethnischer Durchmischung der Bevölkerung sowie hoher Verkehrs- und Lärmbelastung. Das Zusammenleben im Wohnumfeld wird als lebendig und unkompliziert beschrieben. So sagt zum Beispiel Adnan:

Wir haben hier Italiener, Albaner, wir haben vis à vis eine albanische Familie und wenn man zum Beispiel ein Parkplatz, ein Besucher tut einen Parkplatz besetzen, dann kommt einer Klingeln oder tut ein bisschen hupen, geht einer raus aus dem Fenster schauen was ist, fragt er: „Ist das bei euch oder so, kann bitte umparkieren und so oder lass mal stehen und so“, und ansonsten, wenn Parkplatz frei ist und kei-



Abbildung 19: Gjuč, Dietikon.  
Quelle: Eigene Darstellung

ner benötigt, sofort kannst du das Auto dort stehen lassen bis, wie sagt man, einer wieder braucht, nicht, wenn ein Parkplatz ein fremder Parkplatz ist, muss da fremd sein und keiner darf dort draufstehen, das ist bei uns nicht, also ist nicht überall in der Schweiz so, aber das finde ich ganz normal. (Fall 5, Transkript des Interviews)

Auch Manuela erlebte das Zusammenleben in einem von Arbeitersiedlungen der Nachkriegszeit geprägten Quartier als unkompliziert.

Du hast wirklich, also die Kinder haben wirklich mega viel Freiheiten gehabt und auch wirklich Grünflächen, um zu spielen und es ist auch alles, glaube ich, 30er-Zone, was auch halt schon einmal ein bisschen hilft, dass du nicht ein bisschen Angst haben musst, dass die Kinder, und ich habe das Gefühl, dass die Leute dort einfach wie lockerer waren. (Fall 1, Transkript des Interviews)

Ansprüche an das Zusammenleben und an die Bildung werden insbesondere an das Wohnumfeld gestellt, welches möglichst anregend sein soll, dies aber oft nicht ist. Zudem soll die Erreichbarkeit der Schule möglichst sicher und einfach gestaltet sein, was ebenfalls oft nicht gegeben ist. Deshalb schauen sich Personen in dieser Situation nach besseren gelegenen Wohnungen um, die eine ihren Raumansprüchen genügende Wohnform ermöglichen würden. Der öffentliche Raum interessiert nicht besonders, da die zeitlichen Ressourcen von der Arbeit und der Kinderbetreuung beansprucht werden, das Gefühl vorhanden ist, dass die eigene Meinung im öffentlichen Raum kaum auf Interesse stösst und die Informationen über Orte, wo die eigene Meinung auf Interesse stossen würde, nicht bis zu den Personen in diesem Wohnumfeld durchdringen. Die Lebenswelt ist also insbesondere vom Wohnumfeld geprägt. In den Konzepten zur Stadtwerdung der Agglomeration werden gerade diese Quartiere als Entwicklungs- oder Transformationsgebiete bezeichnet. Trotz der hohen ethnischen Diversität ihrer Bewohnenden (vgl. Raumdaten GmbH, 2014, S. 5), oder vielleicht gerade deswegen, bringt diese Lebenswelt ein lebendiges Wohnumfeld hervor. Sie stellt also eine Gemeinschaft der Vielfalt dar. Sie ist jedoch auch eine Gemeinschaft Gleichgestellter, da insbesondere Menschen mit geringen Mitteln zu ihren Bewohnenden zählen. Zum einen werden das lebendige Zusammenleben und die guten Verkehrsanbindungen geschätzt, zum anderen können aber die Raum- und Bildungsansprüche in der Wohnform und im Wohnumfeld nicht befriedigt werden. Diese Lebenswelt weist Eigenschaften auf, die oft mit Urbanität in Verbindung gebracht werden, so zum Beispiel gerade das lebendige Wohnumfeld. Im Widerspruch dazu steht, dass die Lebenswelt wenig Bezug zu anderen Quartieren und zum öffentlichen Raum herzustellen vermag. Die Lebenswelt kann deshalb als Zwischenstadt bezeichnet werden.

### **8.3 Neo-Stadt**

Das Zusammenleben in einem solchen Wohnumfeld scheint sich deutlich zu unterscheiden von dem Wohnumfeld, das Thomas in einer neueren Arealüberbauung erlebt. Er konnte sich eine Wohnung leisten, die seinen Raumansprüchen genügt, da er über die dazu notwendigen finanziellen Ressourcen sowie in seinem Beziehungsnetz über einen entscheidenden Kontakt verfügte. An der Arealüberbauung fasziniert ihn, dass eine solch grosse Siedlung auf einmal geplant und gebaut wird. Zudem mag er es, ohne häufige Kontakte zur Nachbarschaft zu wohnen und stört sich deshalb nicht an der, wie er selbst sagt, eher kühlen und anonymen Atmosphäre der

Arealüberbauung. Entsprechend ist auch das Zusammenleben in seinem Wohnumfeld nicht ausgeprägt und wirkt eher wie ein Nebeneinanderleben. Thomas geht davon aus, dass auch die anderen Bewohnenden seines Quartiers keinen Kontakt zu anderen Bewohnenden wünschen. Er mag es aber, dass sein Quartier ein Ausflugsziel ist und sich deshalb an schönen Tagen viele Menschen im Quartier aufhalten.

Eben, es kommen auch sehr viele Menschen von den umliegenden Gemeinden hierher spazieren, also das ist so ein bisschen wie ein Ausflugsziel geworden auch, finde ich auch, spricht jetzt auch noch für das Quartier, wenn die Leute kommen, um ein bisschen zu spazieren. (Fall 6, Transkript des Interviews)

Seine Beziehungsnetze sind nicht am Quartier orientiert, viel mehr erstrecken sie sich über die Kernstadt Zürich. Das Quartier nimmt er als eigenständige Stadt wahr, obwohl ihm durchaus bewusst ist, dass es in die Gebietskörperschaft seiner Wohngemeinde eingebunden ist. Er interessiert sich aber nicht sehr für die Wohngemeinde.

Die Gemeinde blende ich manchmal so ein bisschen wie aus, also für mich ist, für mich jetzt gefühlsmässig ist das Quartier wirklich so eine eigene Gemeinde, eigene kleine Stadt, die Gemeinde ist für mich wie das Dorf auf der anderen Seite der Hauptstrasse, ich habe das Gefühl, es gehört wie nicht so ganz dazu oder wir gehören nicht ganz zusammen, aber ich muss ehrlich sagen, ich habe mich jetzt auch nicht wahnsinnig damit beschäftigt, also ja es ist für mich eben durch diese Strasse recht abgegrenzt, auch physisch gesehen. (Fall 6, Transkript des Interviews)

Einer Einschulung seines Kindes in der Wohngemeinde steht er aber positiv gegenüber, auch wenn in seinem Quartier keine Schule vorhanden ist. Es wäre aber wünschenswert, wenn im Quartier eine Schule gebaut werden würde. Thomas Lebenswelt scheint insgesamt von der Wohnform geprägt. Diese Lebenswelt kann als Neo-Stadt bezeichnet werden, da sie sich zwar in einem architektonisch urbanen Quartier entwickelt und eine hohe Dichte an Dienstleistungen aufweist, aber weder Bezug zum Wohnumfeld noch zum öffentlichen Raum herzustellen vermag.

#### **8.4 Struktur der Lebenswelt Agglomeration**

Es zeigen sich also drei verschiedenen Lebenswelten in der Agglomeration. Die Neo-Stadt, die sich insbesondere an der Wohnform orientiert; Die Zwischenstadt, die sich insbesondere am Wohnumfeld orientiert; sowie das Dorf, das sich insbesondere an der Wohnform, aber auch an einem Bild eines allgemein zugänglichen, öffentlichen Raums orientiert, in dem sich die Menschen einer Stadt gegenseitig kennen. Diese Lebenswelten sind zwar von der jeweiligen Bauungsart der Quartiere geprägt, lassen sich aber nicht so deutlich abgrenzen, wie das die morphologische Betrachtung der Agglomerationsgemeinden zunächst vermuten lassen würde. Die hier ausgearbeitete Typologie der Lebenswelten in der Agglomeration ist in der Abbildung 20 dargestellt.

Abbildung 20: Typologie der Lebenswelten in der Agglomeration

	<i>Dorf</i>	<i>Zwischenstadt</i>	<i>Neo-Stadt</i>
<i>Wohnform</i>	Gemeinschaft	Mietwohnungen in	Miet- und
<i>Bildung</i>	gleichgesinnter Personen, in	Siedlungen, kein direkter	Eigentumswohnungen, kein
<i>Zusammenleben</i>	Hausgemeinschaften oder	Zugang zu Freiraum, kein	direkter Zugang zu Freiraum,
	Eigentum, mit Freiraum und	Garten	jedoch grosse Freiflächen und
	Garten		Parks
<i>Wohnumfeld</i>	Wenig Bezug zum	Viel Bezug zum Wohnumfeld,	Wenig Bezug zum
<i>Bildung</i>	Wohnumfeld ausserhalb	Gemeinschaft gleichgestellter	Wohnumfeld, Nebeneinander
<i>Zusammenleben</i>	der gewählten Wohnform,	Personen, Nachbarschaft als	von Gleichgesinnten
	Vereine als wichtige	wichtiges Gruppensystem	
	Gruppensysteme		
<i>Öffentlicher Raum</i>	Orientierung am Bild eines	Wenig Bezug zum öffentlichen	Wenig Bezug zum
<i>Bildung</i>	öffentlichen Raums, in dem	Raum auf Grund fehlender	öffentlichen Raum auf Grund
<i>Zusammenleben</i>	sich Menschen gegenseitig	Informationen, fehlender	nicht vorhandenem Interesse
	kennen	zeitlicher Ressourcen und	
		dem Gefühl, nicht	
		wahrgenommen zu werden	
<i>Verhältnis von Mittel zu Raumannsprüchen</i>	Mittel $\geq$ Raumannsprüche	Mittel $<$ Raumannsprüche	Mittel $\geq$ Raumannsprüche
<i>Verhältnis von Raumregeln zu Raumannsprüchen in Bezug auf Teilhabe am öffentlichen Raum</i>	Teilhabe als Pflicht Teilhabe gewünscht	Teilhabe verwehrt Teilhabe nicht gewünscht	Teilhabe als Recht Teilhabe nicht gewünscht
<i>Charakteristische Gebäude in der Agglomeration</i>	<i>Ein- und Mehrfamilienhaus, Reihenhaussiedlung</i>	<i>Arbeitersiedlungen der Nachkriegszeit</i>	<i>Arealüberbauungen der letzten Dekade</i>

Quelle: Eigene Darstellung



Abbildung 21: Glattpark, Opfikon.  
Quelle: Eigene Darstellung

## 9. Soziokulturelle Animation in der Agglomeration - Schlussfolgerungen

*„Eine funktionierende Öffentlichkeit ist für ein Staatswesen so notwendig wie die Infrastruktur. Im neunzehnten Jahrhundert hat man die Eisenbahn verstaatlicht. Wir profitieren heute noch davon. Welche Partei, welcher Politiker entwickelt Vorschläge, wie die Öffentlichkeit im einundzwanzigsten Jahrhundert aussehen soll? Und genau das meine ich doch, wenn ich sage: Es gibt überhaupt gar keine Politik!“ Lukas Bärfuss im Gespräch mit Daniel Binswanger und Christof Moser. (Republik, 28.12.2019, die Grünen haben viel politisches Kapital vernichtet)*

Soziokulturelle Animation, so schreibt Bernard Wandeler (2013), versucht, „die diversen Gruppen zur gesellschaftlichen Teilhabe und Teilnahme zu aktivieren“ (S. 7). Wandeler schreibt weiter: „Die Soziokulturelle Animation übernimmt öfters eine Vermittlerrolle und baut aktiv Brücken zwischen den Generationen, zwischen Alteingesessenen und neu Zugewanderten, Frauen und Männern usw. .... Animatorinnen und Animatoren sind Gestalterinnen und Gestalter dieser Zwischenräume“ (ebd.). Nur so sei in der schweizerischen Gesellschaft Innovation möglich. Bereits daraus lassen sich im Kontext dieser Arbeit einige Schlussfolgerungen ziehen. Zunächst jedoch ein Blick auf das bisher gesagte.

### 9.1 Lebenswelt als Entwicklungsgebiet

Die Agglomerationsgebiete im Limmat- und im Glattal gelten als jene Gebiete mit der grössten Entwicklungsdynamik der Schweiz (vgl. Kanton Zürich, 2015, Kapitel 1.3-1). Um diese Entwicklungsdynamik zu steuern, wurden auf Bundes-, Kantons- und Gemeindeebene programmatische Konzepte zur Stadtwerdung der Agglomeration erarbeitet. In besonderem Masse betroffen von diesen Konzepten sind jene Quartiere, die von Arbeitersiedlungen der Nachkriegszeit geprägt sind. Ihnen wird abgesprochen, genügende urbane Qualitäten bereitzustellen, weshalb sie nicht den eigentlichen Lebensgewohnheiten und Sehnsüchten der Menschen entsprechen (Sulzer und Desax, 2015, S. 64). Sie werden in den programmatischen Konzepten zur Stadtwerdung der Agglomeration deshalb als Transformations- und Entwicklungsgebiete bezeichnet. Bereits die Betrachtung statistischer Merkmale der Agglomerationsgemeinden zeigt allerdings ein differenzierteres Bild auf. Anhand der subjektiven Wahrnehmungen von Bewohnenden der Agglomerationsgemeinden, so wie sie in dieser Arbeit dargestellt wurden, werden die sich teils überlagernden, teils unterschiedlichen Lebenswelten Dorf, Zwischenstadt und Neo-Stadt sichtbar. Diesen idealtypischen Beschreibungen der Lebenswelten liegen eigenlogische Sinnzusammenhänge zu Grunde, die sich aus der sozialen Vernunft der Bewohnenden ergeben. Interessanterweise findet sich gerade in der Zwischenstadt sowohl Vielfalt als auch Individualität, was Sulzer und Desax als ebenjene Sehnsüchte der Menschen bezeichnen (ebd.). Diese Disparität lässt den Schluss zu, dass die subjektiven Wahrnehmungen der Bewohnenden der Agglomerationsgemeinden und insbesondere der Transformations- und Entwicklungsgebiete bisher wenig Beachtung in den Konzepten zur Stadtwerdung der Agglomeration fanden. Eine „sorgfältige Gewichtung von Ökonomie, Ökologie und sozialen Kriterien“, wie sie Sulzer und Desax (ebd.) vorschlagen, müsste aber gerade diesen Wahrnehmungen Aufmerksamkeit schenken. Auf Grund der dargestellten Einflussgrössen des Idealtyps Zwischenstadt darf angezweifelt werden, ob die ebenso vorgeschlagene Stärkung der individuellen Fähigkeiten und der Eigenverantwortung (ebd.) zu der erhofften Gewichtung der sozialen Kriterien führt, insbesondere weil sich Personen in der Zwischenstadt im öffentlichen Raum nicht wahrgenommen fühlen. Im gleichen Kontext muss auch der Sinn von Partizipationsgefässen in der Stadtentwicklung, ähnlich dem erwähnten

partizipativen Prozess in der Stadt Dietikon, kritisch hinterfragt werden, wenn sich daran mehrheitlich Personen aus nur einer Lebenswelt beteiligen.

## **9.2 Mit Diskurstheorie zu einer gelingenden Stadtentwicklungspraxis**

Was also tun, wenn Gruppen zur gesellschaftlichen Teilhabe und Teilnahme aktiviert, Brücken geschlagen und Zwischenräume gestaltet werden sollen? Zwei Leitlinien bieten auf Grund der gemachten Überlegungen Orientierung. Zum einen ist dies die Theorie des kleinstmöglichen Eingriffs, mit welcher „ein sorgfältiger Umgang mit dem Alltag und den Lebensumständen der von ... Planungen Betroffenen“ gesucht ist (Burckhardt, 2013, S. 170). Burckhardt entwickelt die Theorie anhand der „Tatsache, dass unser Verständnis immer auf einem reduzierten Abbild der Wirklichkeit beruht und dass wir deshalb prinzipiell ausserstande sind, sämtliche Folgen der Folgen unserer Eingriffe abzuschätzen“ (ebd.). Die zweite Leitlinie ist die deliberative Demokratie anhand der Diskurstheorie nach Jürgen Habermas. Nach Habermas (2017) orientiert sich die deliberative Demokratie, ähnlich dem Liberalismus, an einem Bild einer dezentrierten Gesellschaft (S. 365). Sie geht davon aus, dass die Souveränität der Bevölkerung an Volksvertretende, gewählte Politikerinnen und Politiker, delegierbar ist (ebd., S. 364). Allerdings, entgegen dem Liberalismus, geht deliberative Demokratie auch nicht davon aus, dass diese Souveränität sozusagen einmal alle vier Jahre per Stimmzettel delegiert werden kann (ebd., S. 365). Deliberative Demokratie entwickelt sich also im Diskurs zwischen einer dezentrierten und einer politischen Öffentlichkeit, in welchem „eine Arena für die Wahrnehmung, Identifizierung und Behandlung gesamtgesellschaftlicher Probleme“ ausdifferenziert wird (ebd.). Habermas schreibt: „Genau genommen entspringt diese [kommunikativ erzeugte Macht] den Interaktionen zwischen rechtsstaatlich institutionalisierter Willensbildung und kulturell mobilisierten Öffentlichkeiten, die ihrerseits in den Assoziationen einer von Staat und Ökonomie gleich weit entfernten Zivilgesellschaft eine Basis finden“ (ebd.). Hier ist die Soziokulturelle Animation anknüpfungsfähig. Zunächst geht es also um die Förderung beziehungsweise die Herstellung von dezentrierten Öffentlichkeiten, welche im Weiteren mit der politischen Öffentlichkeit in Diskurs gebracht werden sollen. In dieser intermediären Position können Soziokulturelle Animatorinnen und Animatoren das Auseinanderklaffen zwischen Lebenswelten und Systemen thematisieren, wenn dies die Menschen der Lebenswelt nicht selber können (Gabi Hangartner, 2013, S. 317). Vorstellbare Interventionen sind Spaziergänge in der Lebenswelt gemeinsam mit politischen Entscheidungstragenden, wie sie Burckhardt vorschlägt (vgl. Burckhardt, 2013, S. 177) und wie sie als «Begehungen» Einzug in den Methodenkoffer der Soziokulturellen Animation gefunden haben. Vorstellbar sind aber auch Sozialberichterstattungen, anhand welcher politischen Entscheidungstragenden Einblicke in die Lebenswelten gegeben werden. Hier sind kreative Ansätze gesucht, mittels welchen die nicht sichtbare Lebenswelt sichtbar gemacht werden kann, sodass Einblicke überhaupt möglich werden. Gerade hier könnten Soziokulturelle Animatorinnen und Animatoren vom Wissen von Stadtplanerinnen und Stadtplanern profitieren. Diese wiederum könnten vom Wissen der Soziokulturellen Animatorinnen und Animatoren profitieren, wenn es um die Beschreibung von Lebenswelten und das Anstossen von diskursiven Prozessen in der Entwicklung der Agglomeration geht. Den Soziokulturellen Animatorinnen und Animatoren würde in diesen Prozessen zudem die Aufgabe zukommen, sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten und insbesondere über die Netzwerke innerhalb der Sozialen Arbeit für soziale Gerechtigkeit in und sozialen Ausgleich zwischen den verschiedenen Quartieren der Agglomerationsgemeinden, im Sinne der sozialen

Dimension der Nachhaltigkeitstrias, einzusetzen.

Die Agglomeration Zürichs steht vor Herausforderungen, dies geht aus den hier gemachten Überlegungen hervor. Eine rein baulich orientierte Entwicklung der Agglomeration würde aber, dies ist zugegebenermassen eine These, zur physischen Manifestierung einer Widerspiegelung der Stadt führen, die den Eigenheiten der Agglomeration kaum gerecht werden würde. Wenn sich Soziokulturelle Animatorinnen und Animatoren an den hier skizzierten Leitlinien orientieren, in ihren Interventionen den verschiedenen Lebenswelten und ihren Eigenlogiken Beachtung schenken und letztlich auch in der Stadtplanung Gehör finden, können die Herausforderungen der Agglomeration zu Chancen werden, aus denen tatsächlich eine neue Stadt entstehen kann.





*"Oh, yes. Oh, yes, yes, yes. Someday you be walking down the road and you hear something or see something going on. So clear. And you think it's you thinking in up. A thought picture. But no. It's when you bump into a rememory that belongs to somebody else. Where I was before I came here, that place is real. It's never going away. Even if the whole farm – every tree and grass blade of it dies. The picture is still there and what's more, if you go there – you who never was there – if you go there and stand in the place where it was, it will happen again; it will be there for you, waiting for you."*

*Aus Toni Morrisons Beloved*

# Literaturverzeichnis

- Bogdanovic, Bogdan (2002). Vom Glück in den Städten. Wien: Paul Zsolnay.
- Bourdieu, Pierre. (2017). Ortseffekte. In Pierre Bourdieu et al. (Hrsg.), Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft (S. 159 – 167). Köln: Herbert von Halem.
- Bundesamt für Raumentwicklung ARE. (o. J.). Projets Urbain. Gefunden unter: <https://www.are.admin.ch/are/de/home/staedte-und-agglomerationen/programme-und-projekte/programm-projets-urbains.html>
- Bundesamt für Statistik BFS (2014). Raum mit städtischem Charakter 2012. Erläuterungsbericht. Neuenburg: Autor.
- Bundesamt für Statistik BFS (2017). Gemeindetypologie und Stadt/Land-Typologie 2012. Neuenburg: Autor.
- Burckhardt, Lucius (2013). Der kleinstmögliche Eingriff. Berlin: Martin Schmitz.
- Burckhardt, Lucius, Frisch, Max & Kutter, Markus (1956). Die neue Stadt. Basel: Felix Handschin.
- Daum, Matthias & Schneeberger, Paul (2013). Daheim. Eine Reise durch die Agglomeration. Zürich: Neue Zürcher Zeitung.
- Devecchi, Lineo Umberto (2016). Zwischenstadtland Schweiz. Zur politischen Steuerung der suburbanen Entwicklung in Schweizer Gemeinden. Bielefeld: transcript.
- Eidgenössisches Departement für auswärtige Angelegenheiten EDA. (2019). 17 Ziele für nachhaltige Entwicklung. Gefunden unter: <https://www.eda.admin.ch/agenda2030/de/home/agenda-2030/die-17-ziele-fuer-eine-nachhaltige-entwicklung.html>
- Flick, Uwe. (1995). Stationen des qualitativen Forschungsprozesses. In Uwe Flick et al. (Hrsg.), Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen (2. Aufl., S. 147 – 173). Weinheim: Psychologische Verlags Union.
- Gerhardt, Uta. (1995). Typenbildung. In Uwe Flick et al. (Hrsg.), Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen (2. Aufl., S. 435 – 439). Weinheim: Psychologische Verlags Union.
- Giddens, Anthony (1997). Die Konstitution der Gesellschaft (3. Aufl.). Frankfurt: Campus.
- Graumann, Carl F., Métraux, Alexandre & Schneider, Gert. (1995). Ansätze des Sinnverstehens. In Uwe Flick et al. (Hrsg.), Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen (2. Aufl., S. 67 – 77). Weinheim: Psychologische Verlags Union.
- Habermas, Jürgen (2017). Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats (6. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hangartner, Gabi. (2013). Ein Handlungsmodell für die Soziokulturelle Animation in der Zwischenposition. In Bernard Wandeler (Hrsg.), Soziokulturelle Animation. Professionelles Handeln zur Förderung von Zivilgesellschaft, Partizipation und Kohäsion (2. Aufl., S. 265 - 322). Luzern: interact.

- Häussermann, Hartmut, Kronauer, Martin & Siebel, Walter (2004). *An den Rändern der Städte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hopf, Christel. (1995). Befragungsverfahren. In Uwe Flick et al. (Hrsg.), *Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen* (2. Aufl., S. 177 – 182). Weinheim: Psychologische Verlags Union.
- Husi, Gregor. (2012). Raum und Gebäude in der Modalen Strukturierungstheorie. In Ulrike Sturm (Hrsg.), *Gebäude als System* (S. 41 – 53). Luzern: interact.
- Husi, Gregor. (2013). Die Soziokulturelle Animation aus strukturierungstheoretischer Sicht. In Bernard Wandeler (Hrsg.), *Soziokulturelle Animation. Professionelles Handeln zur Förderung von Zivilgesellschaft, Partizipation und Kohäsion* (2. Aufl., S. 97 - 155). Luzern: interact.
- Interface & evaluanda. (2015). *Evaluation Programm Projets urbains 2012 – 2015*. Zürich & Genf: Autor.
- Kanton Zürich (2015). *Richtplan*. Zürich: Autor.
- Karahasan, Dzevad (2010). *Die Schatten der Städte. Essays*. Berlin: Insel.
- Kübler, Daniel. (2014). Kernstadt und Umland. Die Ver(vor)städterung des Politischen – Neue Gräben im Stadtland Schweiz. In Anna Schindler (Hrsg.), *Wachstumsschmerzen. Gesellschaftliche Herausforderungen der Stadtentwicklung und ihre Bedeutung für Zürich* (S. 273 – 291). Zürich: Seismo.
- Logan, John R. & Molotch, Harvey L. (2007). *Urban Fortunes. The political economy of place* (1. Aufl. 1987). Berkeley: University of California Press
- Löw, Martina (2001). *Raumsoziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Morrison, Toni (1997). *Beloved*. London: Vintage.
- Putnam, Robert D. (2007). E Pluribus Unum: Diversity and Community in the Twenty-first Century. The 2006 Johan Skytte Prize Lecture. *Scandinavian Political Studies*, 30(2), 137 – 174.
- Raumdaten GmbH (2015). *Sozial- und Wohnraumanalyse Gebiet Rohr-/Plattenstrasse, Opfikon ZH. Analyse der Entwicklungen in Bevölkerung und Wohnungsbestand im Vergleich zu den Gemeinden Opfikon und Kloten*. Zürich: Autor.
- Renz, Ursula (2019). *Was denn bitte ist kulturelle Identität? Eine Orientierung in Zeiten des Populismus*. Basel: Schwabe.
- Republik. (2019). Die Grünen haben viel politisches Kapital vernichtet. Gefunden unter: <https://www.republik.ch/2019/12/28/interview-baerfuss>

- Schärer, Caspar (2018). Macht Agglowanderungen! Nur der interessierte Blick schafft Voraussetzungen für nachhaltige Planung. *werk, bauen + wohnen*, 18(4), 47 – 49.
- Schütz, Alfred & Luckmann, Thomas (2003). *Strukturen der Lebenswelt*. Konstanz: UVK.
- Sieverts, Thomas. (2003). Sieben einfache Zugänge zum Begreifen und zum Umgang mit der Zwischenstadt. In Franz Oswald & Nicola Schüller (Hrsg.), *Neue Urbanität – Das Verschmelzen von Stadt und Landschaft* (2. unveränderte Aufl., S. 79 – 101). Zürich: gta.
- Stadt Dietikon (2016). *Leitbild Stadtboulevard*. Erläuterungsbericht. Dietikon: Autor.
- Stadt Kloten (2018). *Stadtentwicklung Kloten*. Kloten: Autor.
- Statistisches Amt des Kanton Zürichs (2019). *Wo wohnt die ausländische Bevölkerung? Das Segregationsverhalten der ausländischen Bevölkerung 1990 bis 2016*. Zürich: Autor.
- Statistisches Amt des Kantons Zürich. (2020). *Steuerfüsse*. Gefunden unter: [https://statistik.zh.ch/internet/justiz\\_inneres/statistik/de/daten/daten\\_oeffentliche\\_finanzen/gemeindesteuern/gemeindesteuerfuesse.html](https://statistik.zh.ch/internet/justiz_inneres/statistik/de/daten/daten_oeffentliche_finanzen/gemeindesteuern/gemeindesteuerfuesse.html)
- Studio Dietikon. (2019). *Innenentwicklung und Quartiere*. Gefunden unter: <https://www.studio-dietikon.ch/innenverdichtung-wohnen/>
- Sulzer, Jürg & Desax, Martina (2015). *Stadtwerdung der Agglomeration. Die Suche nach einer neuen urbanen Qualität*. Zürich: Scheidegger & Spiess AG.
- Thiersch, Hans. (2017). Emanzipation und Lebensweltorientierte Soziale Arbeit im städtischen Raum. In Nicola Thomas (Hrsg.), *Emanzipation, Soziale Arbeit und Stadtentwicklung. Eine programmatische und methodische Herausforderung* (S. 35 – 49). Opladen: Budrich.
- Wandeler, Bernard. (2013). Einleitung. In Bernard Wandeler (Hrsg.), *Soziokulturelle Animation. Professionelles Handeln zur Förderung von Zivilgesellschaft, Partizipation und Kohäsion* (2. Aufl., S. 6 - 13). Luzern: interact.